Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

75 JAHRE KRIEGSENDE

zeichen
Nr. 1 | Frühling 2020

Inhaltsverzeichnis

3 EDITORIAL

4–36 THEMA

4–7 »Wir durften nicht sein, wer wir eigentlich waren.« Interview mit Rozette Kats

8–10 »Seid nicht gleichgültig, wenn irgendeine Minderheit diskriminiert wird.« Von Marian Turski

11–13 Deutsche Kriegsverbrechen in Griechenland: offene Rechnungen? Von Robert Uerpmann-Wittzack

14–15 75 Jahre nach Kriegsende – und nach dem Tod fast aller Überlebender – sind zentrale Fragen der Entschädigung an Sinti und Roma immer noch offen. Von Dina von Sponeck

16–17 »Leider sind wir mit unserer Geschichte nicht immer willkommen.« Interview mit Serbez Heindorf

18–19 Migrationsgesellschaftliche Geschichtsvermittlung in den Nachwirkungen des Nationalsozialismus. Von Astrid Messerschmidt

20–21 »Die frühe Bundesrepublik hätte hunderttausende Prozesse führen müssen. Dass sie das nicht tat, ist Ausweis des Scheiterns.« Interview mit Per Hinrichs

22–23 Bedeutungsunterschiede: Der 8. Mai als Gedenktag in der Bundesrepublik und in der DDR. Von Katrin Hammerstein

24 Eigenwillige Narrative zu Krieg und Kriegsende beförderten Bereitschaft zum Brexit. Von Julian Hofmann

25 Würdigung der hohen Opfer im Norden und Dankbarkeit für Kampf um Freiheit und Demokratie. Von Doris Wøhncke

26 Keine eindeutigen Gefühle: Der 75. Jahrestag des Kriegsendes in Polen ist mit sehr unterschiedlichen Assoziationen behaftet. Von Urszula Sieńczak

26–27 Propaganda in Russland verknüpft heute Tag des Sieges mit Bildern aktueller »Befreiungen«. Von Ute Weinmann

27 Perspektiven auf das Kriegsende 1945 in Belarus/Weißrussland. Von Alexej Bratotschkin

28–29 Eine gegenwärtige Vergangenheit. Oder: Was hat die Shoah mit mir und meiner Gegenwart zu tun? Von Lukas Welz

30 Der kalte Hauch von Weimar. Ein Kommentar Von Hans-Joachim »Hajo« Funke

31–33 Erinnerungskultur in Social-Media-Kanälen. Interview mit Katarina Bader

34–35 Experimentieren mit neuen Technologien – versus rote Linien. Viele offene Fragen warten auf Entscheidungen. Von Danny M. Cohen

36 Digitale Angebote erobern sich ihren Platz in der Erinnerungsarbeit – und provozieren ethische Diskussionen. Von Judith Hoehne-Krawczyk

37–39 FREIWILLIGE BERICHTEN

37 Einblick in die ganze Bandbreite der Gefühle bei ehemaligen Zwangsarbeiter*innen zum Ende des Krieges. Von Mariia Ilkiv

37 Stolz auf die Nation am »Tag des Sieges« in Moskau. Von David Ernst

38 Von der Herausforderung, die richtigen Worte im Gespräch mit den Überlebenden zu finden. Von Alexandra Egorenko

38 Der Krieg und seine Erfahrungen im Versteck sind nie Thema. Von Johanna Elfers

39 Der Begriff Erinnerungskultur ist in den USA eher unbekannt – das Kriegsende bedeutete für viele einfach Neuanfang. Von Clara Hellmann

39 Ich erlebe gerade den Wendepunkt in der Erinnerungskultur. Von Paige Harouse

40–41 ANDACHT

»Inventur« – 75 Jahre Kriegsende. Von Helmut Ruppel

42–43 ASF-KURZNACHRICHTEN | TERMINE

44–45 WEGGEFÄHRTEN

46 GUTES TUN

»Ich möchte Jugendlichen das besondere Erlebnis eines Friedensdienstes mit ASF ermöglichen.« Interview mit Susanne Kühn

47 STUDIENREISE

ASF-Spendenkonto: Bank für Sozialwirtschaft Berlin
IBAN: DE68 1002 0500 0003 1137 00 | BIC: BFSWDE33BER

IMPRESSUM

Ausgabe: Nr. 1, Frühling 2020, 48. Jahrgang
Auflage: 9.300 Exemplare
Herausgeber: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V., Auguststraße 80, 10117 Berlin
Redaktion: Barbara-Maria Vahl, Ute Brenner (verantw.)
Lektorat: Marina Schröder-Heidtmann
Telefon: 030 28 395 184 | **Fax:** 030 28 395 135
E-Mail: asf@asf-ev.de | **Internet:** www.asf-ev.de

BILDNACHWEISE

Titel: »Trauernde Mutter« – Skulptur von Anna Vafia in der Gedenkstätte Kalavryta. Im Verlauf des »Unternehmens Kalavrita« wurden mindestens 696 Zivilist*inn*en in der Region ermordet. Foto: Thomas Heldt
Innenteil: S. 3: Hermann Bredehorst; S. 4 Lena-Marie Vahl; S. 5 , 6 privat; S. 7 Lena-Marie Vahl; S. 9 Turski: picture alliance/dpa/Natalia Fedosenko; S. 11 Thomas Heldt; S. 12 (2) Thomas Heldt; S. 13 Thomas Heldt; S. 14 Zentralrat Deutscher Sinti und Roma; S. 17 (3) Sara Spring; S: 19 Sara Spring; S. 21 picture alliance/dpa/Andreas Keuchel; S. 22, 23 Ute Brenner; S. 25 © Fotokhronika TASS/Norsk Riksarkiv; S. 28 Helena Schätzle für AMCHA-Deutschland e. V.; S. 30 Imago Images/IPON; S. 32 Pixabay; S. 34 (2) Barbara-Maria Vahl; S. 42 Helena Schätzle; S. 43 Raoul Eljon (oben), Gundi Abramski; S. 44 Israelische Botschaft/Ruthe Zuntz (oben), Archiv MDSM/IJBS (unten); S. 45 Gundi Abramski (2); S. 46 privat; S. 47 Beit Ben Yehuda

Gestaltung: ultramarinrot, Berlin
Druck: Druckhaus Dülmen

Editorial

Liebe Freundinnen und Freunde, liebe Leserinnen und Leser,

als die Texte für dieses *zeichen* entstanden sind, ahnten wir noch nicht, welche Auswirkungen die Ausbreitung des Covid-19 haben würde und wie sehr unser aller Leben davon ab spätestens Mitte März bestimmt werden würde. Die Bedeutung des 75. Jahrestages des Kriegsendes so wie viele andere politische Debatten sind in den vergangenen Wochen in den Hintergrund gerückt. Unsere Freiwilligenprogramme sind weitreichend von der aktuellen Corona-Krise betroffen. Die Einschränkungen betreffen Reise- und Begegnungsmöglichkeiten und auch die Schließung vieler Projekte, in denen Freiwillige tätig waren. Schweren Herzens mussten wir Ende März alle Freiwilligen nach Hause rufen. Wir hoffen, dass dies nur eine Unterbrechung ihres Dienstes ist und dass wir in nicht allzu ferner Zukunft wieder Freiwilligen- und Begegnungsprogramme durchführen können.

75 Jahre Kriegsende – dieses Thema möchten wir Ihnen trotz der aktuellen Krise sehr ans Herz legen, denn die Wunden aus der Zeit der nationalsozialistischen Vernichtung sind bei vielen Menschen noch immer sehr präsent. Wir geben mit diesem *zeichen* den Menschen weiter Aufmerksamkeit, die die Nachwirkungen der Verfolgung noch immer in sich tragen.

Rozette Kats war ein kleines Kind, als der Krieg endete. Ihre Eltern und ihr Bruder wurden deportiert und ermordet, sie überlebte im Versteck bei Pflegeeltern. Die heute 78-jährige jüdische Überlebende berichtet in einem Interview von ihrer Familiengeschichte.

Wir richten den Blick auch auf die Menschen und Gruppen, die im Nationalsozialismus verfolgt wurden und bis heute wenig Anerkennung und Entschädigung erhalten haben: die griechischen Opfer der nationalsozialistischen Verbrechen und die Minderheit der Sinti und Roma. Mit dem zeitlichen Abstand zum Kriegsende werden zunehmend weiter Diskussionen geführt über eine zeitgemäße Auseinandersetzung mit der NS-Geschichte. Als ein wichtiger Aspekt gehört da auch die Frage zur Geschichtsvermittlung in der Migrationsgesellschaft hinein. Hochaktuell ist auch die Frage, welche Bedeutung Möglichkeiten der Digitalisierung und Künstlichen Intelligenz in der Erinnerungskultur zum Holocaust zukommen kann. Den Aspekt der Digitalisierung etwa von Zeitzeug*innengesprächen beleuchten wir durch die Einschätzungen verschiedener Autor*innen. Besonders spannend sind die internationalen Perspektiven auf die Jahrestage des Kriegsendes, die in unseren Partnerländern an verschiedenen Daten stattfinden und sich mit aktuellen politischen Fragen verknüpfen.

Ich hoffe, dass Sie dieses *zeichen* bei guter Gesundheit in den Händen halten. Für uns alle bedeutet die Corona-Krise eine große Verunsicherung. Sollte die Krise länger anhalten, wird dies starke finanzielle Auswirkungen auf unsere Arbeit haben. Wir bitten Sie besonders in dieser schwierigen Zeit um Ihre weitere Verbundenheit und Unterstützung.

Im Namen meiner Kollegin Dagmar Pruin und des ASF-Teams grüße ich Sie und Euch sehr herzlich. Bleiben Sie behütet!

Ihre Jutta Weduwen
Geschäftsführerin

»Wir durften nicht sein, wer wir eigentlich waren.«

Rozette mit dem aus den Eheringen ihrer Eltern geschmiedeten Davidstern sowie der Uhr ihrer Mutter, die sie nur zu seltenen Anlässen trägt. Es ist das einzige, das ihr von den Eltern geblieben ist.

Rozette Kats wurde als knapp neun Monate altes Baby zur Zeit der deutschen Besatzung in den Niederlanden, 1943, von ihren Eltern bei einem nichtjüdischen Paar in Sicherheit gebracht. Diese wurden ihre Pflegeeltern und zogen sie auf. Ihre leiblichen Eltern wurden von den Nazis ermordet. Was dies für sie und ihr Leben bedeutet hat, darüber hat Lena-Marie Vahl in Amsterdam mit ihr gesprochen.

Lena-Marie Vahl: Frau Kats, am Abend vor Ihrem sechsten Geburtstag erfuhren Sie, dass Sie nicht das Kind der Eltern sind, von denen Sie bis dahin annahmen, dass sie Ihre Eltern seien. Erinnern Sie sich: Was hat Ihnen Ihre Pflegemutter an diesem Abend gesagt?

Rozette Kats: Es war mein Vater, mein Pflegevater. Er hat wenig gesagt, aber woran ich mich erinnere: Morgen wirst Du Geburtstag haben und dann wirst Du sechs sein und in die Grundschule gehen. Und darum muss ich Dir etwas erzählen: Ich bin nicht dein Papa und eigentlich ist Mami auch nicht Deine Mutter und Du heißt auch eigentlich nicht Rita van der Weg – so wie ich das dachte. Und ich fragte natürlich: Wieso, was bedeutet das?! Also hat er mir erzählt, es hat Krieg gegeben, es war eine schreckliche, fürchterliche Zeit, in der Menschen andere Menschen gejagt haben, jüdische Menschen. Und meine Eltern waren Juden, und weil sie nicht gewollt haben, dass mir etwas Schlimmes passieren könnte, haben sie mich bei ihnen, den Pflegeeltern, in Sicherheit gebracht. Und das war auch gut, denn kurz danach sind sie gefangen worden und jetzt leben sie nicht mehr. »Aber Du brauchst absolut keinen Zweifel dran zu haben: Du wirst immer bei uns bleiben, du brauchst keine Angst zu haben, und morgen werden wir Deinen Geburtstag feiern. Eigentlich heißt Du Rozette Kats, aber wir werden Dich immer Rita nennen. Und jetzt reden wir nicht mehr darüber«. Ich habe dann nichts mehr gefragt, denn ich verstand das überhaupt nicht. Aber ich habe gedacht, in meinem sechsjährigen Denken: Wenn deine Eltern etwas sind, dann bist du das auch. Und wenn man totgeht, weil man Jude ist – was jüdisch ist, weiß ich nicht – aber das ist etwas, wovon man sterben kann. Also, er kann sagen: Du brauchst keine Angst zu haben, Du wirst immer bei uns bleiben, aber wenn ich nicht lieb bin und nicht immer mein Bestes tue und nicht immer gehorsam bin, vielleicht darf ich dann doch nicht bleiben. Das habe ich gedacht, daran erinnere mich ich am stärksten. Und so fing es in dem Moment an, dass ich zu einer anderen Person wurde.

Und das hat Sie dann ein Leben lang begleitet?

Ja. Ich wurde ängstlich, ängstlich bezogen darauf, was ich gesagt und gedacht habe, aber noch mehr hatte ich Angst, dass andere meine Angst spüren würden. Das versuchte ich wegzuhalten. Und das ist mir sehr, sehr gut gelungen. Niemand hat gesehen oder gedacht, dass ich ein ängstliches Kind war, weil ich so lieb war und so heiter und immer mein Bestes tat. Ich wurde eine große Schauspielerin.

Rozette Kats als Baby auf dem Arm ihrer Eltern Emiel (Emanuel Louis) Kats und Henny (Henderina) Kats-Eliasar. Linkes Bild: Rozette als Schulmädchen.

Wie kam es dazu, dass Sie zu diesen Pflegeeltern kamen, kannten Ihre Eltern sie?

Nein, das waren Unbekannte. Meine Pflegeeltern waren natürlich keine Juden, und sie waren einfache Menschen. Mein Pflegevater arbeitete als Einkäufer für eine ganz große Motorenfabrik, das war eine kriegsrelevante Fabrik für Schiffs- und LKW-Motoren, die wurde sofort nach der Besetzung von den Deutschen übernommen und mein Pflegevater hat dort zusammen mit dem Lagerführer Sabotage begangen, also Widerstand geleistet, indem er Materialen falsch deklariert hat. Aber für meine Pflegeeltern war sicher wichtig, dass sie zweimal hintereinander, 1939 und 1941 einen Sohn bekommen haben und beide Male ist das Kind sehr kurz nach der Geburt gestorben. Sie hatten also alles, um ein Kind zu versorgen, nur kein Kind. Und sie hatten »ein Loch im Herzen«. In der Fabrik arbeitete auch ein aktiver Widerstandskämpfer, der meinen Vater kannte und dachte: Er hat Mut, er kann ein jüdisches Kind aufnehmen. Das hat er meinem Pflegevater vorgeschlagen. Und so bin ich dahin gekommen. Und dann kam noch hinzu: Meine Mutter war eines von sechs Kindern. Der Zweitälteste, Walter Jacob Eliasar, war in einer Gruppe jüdischer Widerstandskämpfer, das ist belegt, und er hat, nachdem er uns schon vorher viel geholfen hatte, offenbar die Verbindung zu meinen Pflegeeltern hergestellt. Mein Vater ist zuvor dahin gegangen, das war die gleiche Nachbarschaft in Amsterdam-West, und er hat ein Bild von mir mitgenommen. Da hat mein Pflegevater gesagt: Na, natürlich nehmen wir sie, das brauchst Du doch nicht … So gut war er.

Aber es erfordert ja unglaublich viel Mut, in der Situation ein Kind aufzunehmen …

Ja, so ist es – so tapfer waren diese Menschen! Ich bin dann also dorthin gebracht worden und sie haben ein mündliches Übereinkommen gemacht, mit den Nachbarn, die über uns gewohnt haben als Zeugen. Und die haben dann später erklären können, dass meine Eltern auf die Frage meiner Untertaucheltern geantwortet haben, sie wollten, wenn sie nicht zurückkehren würden, dass meine Untertaucheltern mich aufziehen sollten, als wäre ich ihr eigenes Kind. Und weil es dieses Zeugnis gab, konnte ich auch immer bei ihnen bleiben und so wurden sie offiziell zu Pflegeeltern. Kurz nachdem meine Eltern mich weggegeben haben, sind sie verraten und deportiert worden über das Durchgangslager Westerbork in den Niederlanden. Dort hat meine Mutter einen Sohn geboren, ich hatte einen Bruder. Er hatte eine Entzündung an seinem Daumen. Die Zeit, die es brauchte, um heil zu werden, durften seine Eltern mit ihm zusammen im Krankenhaus sein. Und als das Kind wieder gesund war, wurde er zusammen mit seinen Eltern deportiert nach Auschwitz und dort sofort ermordet. Er war drei Monate alt minus einen Tag.

Hatten Sie denn, bevor Sie erfahren haben, dass Sie das Kind von Pflegeeltern sind, schon einmal das Gefühl, dass etwas nicht stimmen könnte?

Nein, gar nicht! Ich habe schöne Bilder, wo ich als Kind zu sehen bin, da sieht man, wie heiter ich bin, und wie gut ich versorgt wurde. Ich war noch nicht einmal neun Monate alt, als ich zu ihnen kam, ich habe keine Erinnerung an meine leiblichen Eltern. Sie, die Pflegeeltern, Hendrik und Wilhelmina van der Weg, waren waren mein Papi und Mami, und das sind sie geblieben. Bei allem was falsch lief, sie haben mich mit Liebe aufgezogen. In unserer Straße wusste man das, dass ich eigentlich nicht Rita bin. Nicht alle natürlich, die nächsten nebenan und oben. Und zu den anderen, die plötzlich einen Kinderwagen sahen, obwohl sie die Schwangerschaft nicht gesehen haben, hat meine Pflegemutter gesagt: »Das ist das Kind meiner Schwester aus Rotterdam. Sie ist ausgebombt worden«. Viele Helfer haben damals dieses Argument benutzt.

Wann ist Ihnen denn bewusst geworden, wie mutig ihre Pflegeeltern eigentlich waren, Sie während des Krieges großzuziehen, mit dem Wissen der Nachbarn? Wann kam die Wertschätzung dafür?

Nach meinem 50. Geburtstag! Denn erst da bin ich in meine eigene Identität gekommen. So lange hat das gedauert!

Wie haben Sie ihre Pflegeeltern vorher wahrgenommen und was hat sich danach geändert?

Erstens habe ich es nicht gewagt, meine Pubertät auszuleben. Das habe ich nicht gewagt, das habe ich verdrängt. So wie ich alles, was mit Krieg, mit Juden, mit Tod, mit Mord zu tun hatte, verdrängt habe. Dazu hatte ich einen gedachten Eimer in meinem Bauch – alles, womit ich nicht umgehen konnte, habe ich da reingesteckt.

Das heißt, Sie haben sich auch, bis Sie 50 waren, nicht als Jüdin identifiziert?

Nein! – Nein.

Und später?

Nur eines der sechs Geschwister, zu denen meine Mutter gehörte, der Älteste, hat den Holocaust überlebt. Dieser Onkel war mein Vormund geworden und ich besuchte ihn jedes Jahr. Das war sehr schön. Zuvor hatte ich nicht gewagt, meinem Pflegevater Fragen zu stellen. Aber bei meinem Onkel, da habe ich es in diesem Alter, 12, 13 und später immer wieder versucht. Nur hatte er immer Ausflüchte, wenn ich fragte, ich habe keine Antworten bekommen. Und weil ich immer die innerlich ängstliche, sich extrem anpassende »brave Rita« war, habe ich auch nicht weitergefragt. Als er 84 war und ich 42, bekam er Krebs und ich dachte: Jetzt muss ich noch einmal hinfahren, um meine Fragen zu stellen, sonst geht es nicht mehr. Das habe ich getan, und wieder hat er nicht geantwortet. Aber er holt aus einem verschlossenen Schrank eine altmodische Ledertasche heraus, mit einem Schlüssel öffnet er die Tasche, setzt sie auf den Boden, ich darf die nicht anfassen, und ich sehe viele Papiere, Mappen, und ein Album. Und das holt er raus, ein sehr altmodisches, so eines, wo in Goldprägung in einem kleinen Karree »Familienalbum« steht, aber da war ein Papier draufgeklebt, da stand drauf »Prähistorie«, und das hab ich gesehen und sonst nichts. Er blättert und nimmt eine Schere, schneidet aus dem Album ein Stück Papier mit einem Bild darauf und gibt es mir und schließt die Tasche wieder weg in den Schrank. Ich betrachte das Hochzeitsbild meiner Eltern lange, es ist das erste Mal, dass ich es sehe, und ich denke: Ok, ich weiß jetzt, dass es diese Tasche gibt und ich kann jetzt noch warten. Ein halbes Jahr später ist er gestorben, aber ich habe mich nicht getraut, sofort meine Tante zu fragen. Das hat noch ein paar Jahre gedauert.

War das schwer, so lange zu warten, bis Sie an die Tasche kommen konnten?

Das war sehr schwer. Als meine Tante dann in ein Altersheim zog, habe ich gedacht, jetzt kann ich sie fragen. Von ihr habe ich viele Dinge zum ersten Mal gehört. Und dann fragte ich sie, darf ich die Tasche jetzt sehen. Da sagte sie: Welche Tasche? Und es stellte sich heraus, dass sie die Tasche nicht mitgenommen hat, weil sie immer in dem Schrank verschlossen gewesen war und weil niemand sich je darum gekümmert hat. Dann bin ich krank geworden. Da ist mein Eimer, den ich noch immer in mir trug, der ist dann übergelaufen. Das war der letzte Tropfen … . Hinterher war ich sehr dankbar, dass das passiert ist, denn jetzt, endlich, hab ich gewagt, mich in Therapie zu begeben. Zum Beispiel, ich war ein intelligentes Kind, ich war auf dem Gymnasium, aber ich konnte nicht in der Bibliothek oder dem Archiv etwas über Geschichte suchen, über Juden, über den Krieg, oder meine eigene Geschichte, das konnte ich nicht … . Verstehst Du, man hat das nie anerkannt, aber in all diesen Jahren habe ich nur »ja« gesagt. Ich wagte nicht »nein« zu sagen oder böse zu werden, das wagte ich nicht zu fühlen. Das ist krank.

Was hat sich denn geändert, als Sie sich in Therapie begeben haben?

Alles hat sich geändert. Es hat mir gebracht, dass ich verstehen konnte, wieso alles in meinem Leben gescheitert ist, denn das war es, was passierte. Wenn man nicht weiß, wer man ist, wie kann man dann je eine gute Entscheidung treffen? Man sagt nur ja. Also geht alles falsch.

Gab es so etwas wie einen Wendepunkt?

Es gab 1992 eine große Konferenz für ehemalige untergetauchte Kinder in den Niederlanden, da kamen 650 Leute zusammen, drei Tage lang. Das war das erste Mal, dass ich bewusst jüdischen Menschen begegnete. Wir tauschten unsere Familiengeschichten aus, soweit wir das konnten, und unsere persönlichen Geschichten. Sie waren alle hochinteressante Leute, aber alle teilten sie etwas Gemeinsames. Und das war, dass alles scheiterte in ihrem Leben. Freundschaften, Ehen, Jobs, Unternehmen. Nichts konnten wir behalten. Denn alle hatten wir das gleiche erlebt: Wir durften damals nicht sein, wer wir eigentlich waren. Wir mussten eine andere Identität annehmen. Denn unsere jüdische Identität war nicht erwünscht in der Welt. Für alle war das entscheidend. Einschneidend. Und dann haben wir verstanden: Wir sind nicht Schuld daran! Auch ich. Das hat so vieles geändert! Und darum sage ich oft: Erst dann bin ich wirklich aus meinem »Versteck« gekommen. Da habe ich meine eigene Identität finden können und einnehmen dürfen, das endlich gewagt!

Was hat das mit Ihrem Gefühl gegenüber den Pflegeeltern gemacht?

Als ich Ich geworden war, das hat mein Gefühl auch mild gemacht, und ich habe ihnen im Alter viel Hilfe leisten, viel zurückgeben können. Als meine Pflegemutter auf ihrem Totenbett lag, habe ich eine Woche bei ihr gewacht, auf dem Fußboden geschlafen, ich habe ihr versprochen, ich bleib bei ihr. Und in dieser Woche hat sie, ohne dass ich das fragte, so aus sich selbst, mich Rozette genannt. Ohne sich zu versprechen. Und so sah ich, wie sich ein Kreis schloss … ich sah vor mir, endlich bin ich so, wie meine leiblichen Eltern mich gemeint haben, Rozette, jetzt bin ich heile. Das habe ich gedacht. Und das war eine so tolle Erfahrung in dem schrecklichen Moment. Das hat sie getan!

Und Sie haben mit ihren Pflegeeltern zeit Ihres Lebens nicht über ihre Geschichte geredet?

Ich habe im fortgeschrittenen Erwachsenenalter versucht, darüber zu reden. Aber sie wussten nichts. Meine Pflegemutter hat nicht mal meinen Familiennamen gekannt während des Krieges.

Ich sehe, dass Sie eine Kette tragen und eine Uhr … Erzählen Sie doch bitte, was es damit auf sich hat.

Als ich 18 wurde, übergab meine Pflegemutter mir eine kleine Holzdose, und darin waren zwei goldene, flache Ringe und eine alte Uhr, eine billige Damenuhr, nichts Kostbares. Das Glas ist kaputt, es sieht aus, als hätte jemand draufgetreten, und ich sage: »Was soll ich damit?«. Sie antwortet, du bist jetzt 18. Während des Krieges ist ein Mann aus Westerbork zu uns gekommen und er sagte, dass er dort deine Eltern getroffen hat und dass sie das für dich mitgegeben haben. Und wenn sie nicht zurückkommen würden, dann müssen wir das bewahren für dich und dir geben, wenn du 18 bist. Und ich fragte: »Warum?« »Ja, weil das deine Eltern sind!« »Ihr seid meine Eltern, ich habe keine anderen Eltern, und die Uhr, die ist kaputt. … Und Ringe? Wenn ich mal einen Mann heirate, dann werden wir doch unsere eigenen Ringe aussuchen.« »Ja«, sagt sie, »aber bitte«. Ich habe mir dann von einem Juwelier aus dem einen der Ringe einen Davidstern machen lassen, den anderen hat er mir gegen eine Kette getauscht. Seitdem habe ich das getragen unter meinen Kleidern. Und die Uhr habe ich, als ich vor 25 Jahren anfing, meine Geschichte zu erzählen, soweit es möglich war, reparieren lassen, sie läuft nicht, aber das Glas … und ich hätte so gern die zwei Ringe wiedergehabt.

Hat sich Ihr Verhältnis zu Ihren leiblichen Eltern, auch wenn Sie sie nie gekannt haben, im Laufe der Zeit verändert? Können Sie Menschen, die Sie überhaupt nicht kennen, jetzt lieben oder vermissen, oder wie fühlt sich das an?

Das ist eine ganz tolle Frage. Ich lebe jetzt mit ihnen, nachdem ich sie in meiner Jugend immer weggeschoben habe. Ich wollte nicht an sie denken, ich konnte nicht an sie denken, obwohl ich immer, wenn ich zufällig ein Buch mit Bildern aus der Kriegszeit sah, immer auf der Suche war nach »bekannten« Gesichtern. Das war eine so irre Widersprüchlichkeit, das konnte ich damals nicht verstehen. Das war die erste Phase. Und dann kam die Zeit in meinem zweiten Lebensjahrzehnt, dass ich dachte, wieso haben die mich nicht mitgenommen? Es wäre doch viel besser, wenn ich auch tot wäre, zusammen mit ihnen. Das habe ich ihnen übelgenommen: Warum haben die ihr Kind weggegeben, warum haben die mich nicht so geliebt, dass sie mich bei sich haben wollten? Dann war ich in Therapie, habe mich innerlich geändert und dann verstehen können, dass es die äußerste Tat von Liebe ist, ein Kind wegzugeben, um es zu retten. Später habe ich zusammen mit meinem jüngeren Bruder – den meine Pflegemutter 1947 geboren hat – organisiert, dass meine Pflegeeltern die Ehrung als »Gerechte unter den Völkern« von Yad Vashem erhalten. Und dann haben wir zusammen eine große Feier gemacht, um die beiden Elternpaare zu ehren. Das war eine wunderschöne Veranstaltung. Wir haben Kerzen angezündet für die zwei Väter und die zwei Mütter

Rozette Kats mit einem Bild, auf dem sie als Kind zu sehen ist.

und die beiden Ehepaare symbolisch verbunden mit Bändern! Das war ungefähr der schönste Tag meines Lebens, im September 2014.

Das heißt, seitdem fühlt sich auch die Vergangenheit vollständig an?

Ich bin heile gemacht, soweit das möglich ist, aber in mir ist es jetzt gut. Alles hat seinen Platz gefunden. Ich arbeite, vorher unter anderem im Vorstand der Stiftung Sobibor, jetzt noch als Gastsprecherin, und ich mache diese Arbeit sehr gerne, damit ich etwas tue, was mein Leben sinnvoll macht, denn dann bin ich nicht umsonst im Leben geblieben. Und ich nenne immer ihre Namen … .

Rozette Kats wurde am 25. Mai 1942 in Amsterdam geboren. Ihre jüdischen Eltern und der drei Monate alte Bruder wurden in Auschwitz-Birkenau ermordet, so wie fast die ganze große Familie – diese überwiegend in Sobibor.
Gerade noch rechtzeitig, da war Rozette neun Monate alt, gelingt es ihren Eltern, ihr kleines Mädchen bei nichtjüdischen Pflegeeltern in Sicherheit zu bringen, die sie dann großziehen. Nach dem Gymnasium arbeitet sie als Sekretärin in verschiedenen Büros sowie als ausgebildete Pflegerin in Einrichtungen für alte Leute. Schließlich arbeitet sie an der Universität von Amsterdam. Hinzu kommt ehrenamtliche Arbeit in Vereinen, unter anderem für ehemalige untergetauchte jüdische Kinder und im Vorstand der Stiftung Sobibor.
Seit mehr als 25 Jahren ist sie als Zeitzeugin in Schulen und für andere Gruppen tätig. Dort spricht sie über ihre Erlebnisse und die Geschichte ihrer Familie. Sie lebt in Amsterdam, ist Mutter eines Sohnes und einer Tochter sowie Großmutter zweier Enkel.

Lena-Marie Vahl machte 2018 bis 2019 ein Freiwilligenjahr mit ASF in Israel; sie arbeitete dort bei AMCHA und *Kivunim* und betreute Holocaust-Überlebende. Jetzt studiert sie Sozialwissenschaften an der Humboldt-Universität zu Berlin.

»Seid nicht gleichgültig, wenn irgendeine Minderheit diskriminiert wird.«

Marian Turski ist einer der wenigen Überlebenden von Auschwitz. Dies ist der Wortlaut seiner Rede, die er am 27. Januar 2020 bei der Gedenkveranstaltung zum 75. Jahrestag der Befreiung von Auschwitz in Auschwitz-Birkenau hielt.

Sehr geehrte Versammelte, Freunde,

ich bin einer der noch Lebenden und einer der Wenigen, die beinahe bis zum letzten Moment vor der Befreiung an diesem Ort gewesen sind. Am 18. Januar begann meine sogenannte Evakuierung aus dem Lager Auschwitz, die sich nach sechseinhalb Tagen für mehr als die Hälfte meiner Mithäftlinge als ein Todesmarsch erwies. Wir waren eine Kolonne von 600 Personen. Aller Wahrscheinlichkeit nach werde ich den nächsten Jahrestag nicht mehr erleben. So sind die menschlichen Gesetze.

Deshalb verzeihen Sie mir, dass es in dem, was ich sage, ein wenig Gefühlsregung geben wird. Was ich sage, möchte ich vor allem meiner Tochter, meiner Enkelin sagen, der ich dafür danke, dass sie hier im Saal ist, meinem Enkel: Es geht mir um die Altersgenossen meiner Tochter, meiner Enkelkinder, also um die neue Generation, insbesondere um die jüngste, die allerjüngste, die sogar noch jünger ist als sie.

Als der Krieg ausbrach, war ich ein Teenager. Mein Vater war Soldat im Ersten Weltkrieg gewesen und hatte eine schwere Schussverletzung an der Lunge erlitten. Das war für unsere Familie ein Drama. Meine Mutter stammte aus dem polnisch-litauisch-weißrussischen Grenzgebiet, dort waren die Armeen durchgezogen, hin und wieder zurück, sie plünderten, raubten aus, vergewaltigten, brannten Dörfer nieder, damit für diejenigen, die nach ihnen kamen, nichts zurückgelassen wurde. Also kann man sagen, dass ich aus erster Hand, von meinem Vater und meiner Mutter, wusste, was Krieg bedeutet. Trotzdem aber erschien er mir, obwohl er nur 20, 25 Jahre zurücklag, so weit entfernt wie die polnischen Aufstände im 19. Jahrhundert, wie die Französische Revolution.

Wenn ich heute jungen Menschen begegne, wird mir bewusst, dass sie nach 75 Jahren des Themas etwas überdrüssig sind: sowohl des Krieges, als auch des Holocaust, der Shoah, des Genozids. Ich verstehe sie. Deshalb verspreche ich Euch, Ihr jungen Menschen, dass ich Euch nicht von meinem Leid erzählen werde. Ich werde Euch nicht von meinen Erlebnissen erzählen, von meinen zwei Todesmärschen, davon, wie ich das Kriegsende erlebt habe, bei dem ich 32 Kilogramm wog, am Rande der Erschöpfung und des Lebens. Ich werde nicht davon erzählen, was am Schlimmsten war, das heißt von der Tragödie, von meinen Nächsten getrennt zu werden, wenn du nach der Selektion ahnst, was sie erwartet. Nein, darüber werde ich nicht sprechen. Ich möchte mit der Generation meiner Tochter und der Generation meiner Enkelkinder über sie selbst sprechen.

Ich sehe, dass unter Euch der österreichische Bundespräsident Alexander Van der Bellen ist. Erinnern Sie sich, Herr Präsident, als Sie mich und das Präsidium des Internationalen Auschwitz Komitees bei sich zu Gast hatten und wir über jene Zeiten sprachen? Irgendwann benutzten Sie die Formulierung »Auschwitz ist nicht vom Himmel gefallen«. Man könnte sagen, es sei, wie man im Polnischen so sagt: eine selbstverständliche Selbstverständlichkeit.

Klar ist es nicht vom Himmel gefallen. Das könnte wie eine banale Feststellung erscheinen, doch in ihr steckt eine tiefe und für das Begreifen sehr wichtige gedankliche Abkürzung. Lassen Sie uns für einen Moment mit unseren Gedanken, unserer Vorstellungskraft in die frühen 1930er Jahre, nach Berlin zurückgehen.

Marian Turski, jüdisch-polnischer Auschwitz-Überlebender aus Warschau und Vizepräsident des Internationalen Auschwitz Komitees, hat in diesem Jahr anlässlich der Gedenkveranstaltung des 75. Jahrestages der Befreiung von Auschwitz eine bewegende Rede gehalten, die er vor allem an die heute junge Generation richtete. © picture alliance/dpa/Natalia Fedosenko

Wir befinden uns fast im Stadtzentrum. Das Viertel heißt Bayerisches Viertel. Drei Stationen vom Ku'damm und Zoologischen Garten entfernt. Dort, wo heute die U-Bahn-Station ist, befindet sich der Bayerische Park. Und eines Tages taucht in den frühen 1930er Jahren an den Bänken das Schild auf: »Juden ist das Sitzen auf diesen Bänken verboten«. Man könnte sagen: Das ist unangenehm, unfair, nicht okay, aber schließlich gibt es so viele Bänke in der Nähe, man kann sich doch irgendwo anders hinsetzen, es ist kein Unglück.

Es war ein Viertel, in dem Vertreter der deutschen intellektuellen Elite jüdischer Abstammung wohnten, auch Albert Einstein, die Nobelpreisträgerin Nelly Sachs und der Industrielle, Politiker und Außenminister Walter Rathenau. Danach tauchte im Schwimmbad das Schild »Juden ist der Zutritt zum Schwimmbad verboten« auf. Man kann wieder sagen: Das ist nicht angenehm, aber Berlin hat so viele Orte, an denen man baden kann, so viele Seen, Kanäle, fast wie Venedig, also kann man auch woanders hingehen.

Zugleich taucht irgendwo das Schild »Juden ist die Mitgliedschaft in deutschen Gesangsvereinen verboten« auf. Na und? Wenn sie singen oder musizieren wollen, sollen sie sich doch getrennt treffen, und sie werden singen können. Dann tauchen die Aufschrift und der Befehl auf: »Für jüdische nichtarische Kinder ist das Spielen mit deutschen arischen Kindern verboten«. Sie werden allein spielen. Und dann taucht das Schild auf: »An Juden werden Brot und Lebensmittel nur nach 17 Uhr verkauft«. Das ist bereits eine Erschwernis, weil da die Auswahl kleiner ist, aber schließlich kann man auch nach 17 Uhr einkaufen.

Vorsicht, Vorsicht, wir beginnen uns an den Gedanken zu gewöhnen, dass man jemanden ausschließen, jemanden stigmatisieren, jemanden entfremden kann. Und so beginnen die Menschen langsam, stufenweise, einen Tag nach dem anderen, damit vertraut zu werden – sowohl die Opfer, als auch die Täter und die Zeugen, jene, die wir als Bystander bezeichnen, beginnen sich an den Gedanken und die Idee zu gewöhnen, dass diese Minderheit, die Einstein, Nelly Sachs, Heinrich Heine und die Mendelssohns hervorgebracht hat, anders ist, dass sie aus der Gesellschaft ausgestoßen werden kann, dass es fremde Menschen sind, dass es Menschen sind, die Krankheitserreger, Epidemien verbreiten. Das ist schon schrecklich, gefährlich. Das ist der Anfang von dem, was gleich folgen kann.

Die damaligen Machthaber führen einerseits eine raffinierte Politik, weil sie zum Beispiel die Forderungen der Arbeiter erfüllen. Der 1. Mai war in Deutschland nie zuvor gefeiert worden – sie tun das, bitte sehr. Am arbeitsfreien Tag führen sie »Kraft durch Freude« ein. Also ein Element der Arbeiterferien. Sie sind imstande, die Arbeitslosigkeit zu überwinden, sie können mit der Nationalwürde spielen: »Deutsche, erhebt euch aus der Schande von Versailles. Gewinnt euren Stolz zurück«. Und zugleich sehen diese Machthaber, dass die Menschen langsam von Gefühllosigkeit, von Gleichgültigkeit erfasst werden. Sie hören auf, auf das Böse zu reagieren. Und dann können sich die Machthaber erlauben, den Prozess des Bösen weiter zu beschleunigen.

Alles andere folgt dann rasant, also: das Verbot der Anstellung von Juden, Ausreiseverbot. Und danach kommt schnell die Deportation in Ghettos: nach Riga, nach Kaunas, in mein Ghetto, das Ghetto von Łódź – Litzmannstadt. Von wo aus die meisten dann nach Kulmhof am Ner gebracht werden, wo sie mit Abgasen in LKWs ermordet werden, und der Rest kommt nach Auschwitz, wo sie mit Zyklon B in modernen Gaskammern ermordet werden. Und hier bewahrheitet sich das, was der österreichische Bundespräsident gesagt hatte: »Auschwitz ist nicht vom Himmel gefallen«. Auschwitz trippelte, machte kleine Schrittchen, kam näher, bis das geschah, was hier geschehen ist.

Meine Tochter, meine Enkelin, Ihr als Altersgenossen meiner Tochter, meiner Enkeltochter – vielleicht kennt Ihr den Namen Primo Levi nicht. Primo Levi war einer der berühmtesten Häftlinge dieses Lagers. Primo Levi benutzte einmal die folgende Formulierung: »Es ist geschehen, und folglich kann es wieder geschehen.« Das bedeutet, dass es überall, auf der ganzen Erde geschehen kann.

Ich möchte nur eine persönliche Erfahrung mit Euch teilen: 1965 war ich bei einem Stipendium in den Vereinigten Staaten, in Amerika, und es war damals der Gipfel des Kampfes um Menschenrechte, Bürgerrechte, um Rechte für die afroamerikanische Bevölkerung. Ich hatte die Ehre, am Selma-Montgomery-Marsch mit Martin Luther King teilzunehmen. Und da fragten mich die Menschen, als sie erfuhren, dass ich in Auschwitz gewesen bin: »Was denkst Du, ob so etwas nur in Deutschland möglich gewesen ist? Oder könnte es auch woanders passieren?«. Und ich sagte ihnen: »Das kann auch bei Euch passieren. Wenn Bürgerrechte verletzt, wenn die Rechte von Minderheiten nicht respektiert werden, wenn man sie abschafft. Wenn man das Recht so beugt, wie es in Selma geschehen ist, dann kann das passieren.« »Was kann man dagegen tun?« »Ihr selbst könnt es tun«, sagte ich ihnen. »Wenn Ihr imstande seid, Eure Verfassung, Eure Rechte, Eure demokratische Ordnung zu verteidigen, indem Ihr die Rechte von Minderheiten schützt – dann könnt Ihr es besiegen.«

Wir in Europa stammen mehrheitlich aus der jüdisch-christlichen Tradition. Sowohl gläubige, als auch nicht gläubige Menschen betrachten die Zehn Gebote als ihren zivilisatorischen Kanon. Mein Freund, der Präsident des Internationalen Auschwitz Komitees, Roman Kent, der vor fünf Jahren an dieser Stelle beim letzten Jubiläum eine Rede gehalten hatte, konnte heute nicht hierher kommen. Er hat sich ein elftes Gebot ausgedacht, das die Erfahrung der Shoah, des Holocausts, der schrecklichen Epoche der Verachtung darstellt. Es lautet: Du sollst nicht gleichgültig sein.

Und das würde ich gern meiner Tochter sagen, das möchte ich meinen Enkelkindern sagen. Den Altersgenossen meiner Tochter, meiner Enkelkinder, wo auch immer sie leben: in Polen, in Israel, in Amerika, Westeuropa, Osteuropa. Das ist sehr wichtig. Seid nicht gleichgültig, wenn Ihr historische Lügen seht. Seid nicht gleichgültig, wenn Ihr seht, dass die Vergangenheit für aktuelle politische Zwecke missbraucht wird. Seid nicht gleichgültig, wenn irgendeine Minderheit diskriminiert wird. Das Wesen der Demokratie besteht darin, dass die Mehrheit regiert, doch die Demokratie besteht darin, dass die Rechte von Minderheiten geschützt werden müssen. Seid nicht gleichgültig, wenn irgendeine Regierung gegen bereits existierende, gebräuchliche gesellschaftliche Verträge verstößt. Seid dem Gebot treu. Dem elften Gebot: Du sollst nicht gleichgültig sein.

Denn wenn Du gleichgültig sein wirst, so wird – ehe Du Dich versiehst – auf Euch, auf Eure Nachfahren plötzlich irgendein Auschwitz vom Himmel fallen.

Abdruck der Rede mit freundlicher Genehmigung des Internationalen Auschwitz Komitees

Deutsche Kriegsverbrechen in Griechenland: offene Rechnungen?

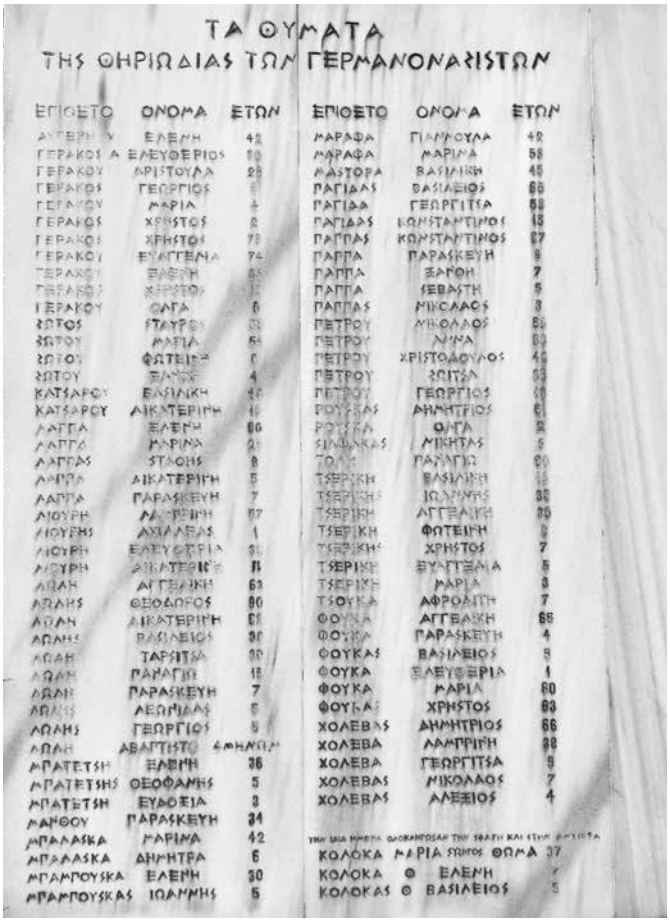
Deutschland verhindert eine gerichtliche Klärung etwaiger Entschädigungsansprüche, verweigert sich aber gleichzeitig einer ernsthaften politischen Aufarbeitung. Dadurch wird die Frage nach den Folgen des Zweiten Weltkriegs in unbefriedigender Weise offengehalten.

Auch 75 Jahre nach Kriegsende sieht Deutschland sich mit Entschädigungsforderungen für Verbrechen aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs konfrontiert. Das gilt nicht zuletzt für Kriegsverbrechen, die deutsche Truppen während des Krieges in Griechenland verübt haben. Dabei hat das Massaker von Distomo[1] griechische, italienische, deutsche und internationale Juristen in den letzten 25 Jahren besonders beschäftigt.

EINDEUTIGE ECKPUNKTE

Bei allem Streit sind Eckpunkte klar. So handelt es sich zweifellos um Kriegsverbrechen, für die die heutige Bundesrepublik Deutschland verantwortlich ist. Taten im Zweiten Weltkrieg lassen sich nicht am heute geltenden humanitären Völkerrecht messen, das Repressalien gegen die Zivilbevölkerung weitgehend ächtet. Auch vor 1945 waren jedoch die maßlosen Vergeltungsaktionen deutscher Truppen verbrecherisch und verstießen gegen geltendes Recht.

Die Verbrechen von Wehrmacht und SS waren Aktionen des Deutschen Reichs. 1945 ist das NS-Regime untergegangen, nicht aber der deutsche Staat. Mit dem Grundgesetz wurde dieser Staat 1949 nur neu verfasst. Völkerrechtlich ist die Bundesrepublik also identisch mit dem Deutschen Reich. Selbstverständlich ist dieser deutsche Staat verantwortlich für deutsche Kriegsverbrechen im Zweiten Weltkrieg.



Gedenktafel an die Opfer des Massakers vom 3. Oktober 1943 in Lingiades mit Altersangaben der 82 Toten, darunter 32 Kinder unter 12 Jahren.

1 Kleinstadt in Böotien am Fuße des Parnass-Gebirges in der Region Mittelgriechenland.

KOMPLEXE RECHTSFRAGEN

Die Probleme beginnen, wenn man nach Entschädigungspflichten fragt, die sich aus diesen Kriegsverbrechen ergeben können. Normativ ist die Frage schon deshalb komplex, weil Ansprüche aus drei verschiedenen Rechtsordnungen folgen können: aus dem deutschen Recht, aus griechischem Recht oder aber aus dem Völkerrecht, also internationalem Recht.

Zunächst wurden freilich durch das Londoner Schuldenabkommen vom 27. Februar 1953 »alle aus dem Zweiten Weltkriege herrührenden Forderungen« Griechenlands sowie griechischer Staatsangehöriger »bis zu der endgültigen Regelung der Reparationsfrage« zurückgestellt. Dabei war an die Regelung eines Friedensvertrages gedacht, der aber nie geschlossen wurde. Unmittelbar vor der Wiedervereinigung haben die beiden damaligen deutschen Staaten am 12. September 1990 mit den vier Hauptsiegermächten des Zweiten Weltkriegs einen Vertrag »über die abschließende Regelung in Bezug auf Deutschland« geschlossen, den sogenannten 2+4-Vertrag. Mit dem Vertragsschluss haben die beteiligten Hauptsiegermächte stillschweigend auf etwa noch bestehende Entschädigungsforderungen verzichtet. Für Griechenland, das am Vertragsschluss nicht beteiligt war, gilt das jedoch nicht. Gleichzeitig ist das Londoner Schuldenmoratorium mit dem 2+4-Vertrag hinfällig geworden, so dass dieses etwa noch bestehenden griechischen Forderungen nicht mehr entgegengehalten werden kann.

»Trauernde Mutter« – Skulptur von Anna Vafia in der Gedenkstätte Kalavryta. Im Verlauf des »Unternehmens Kalavrita« wurden mindestens 696 Zivilpersonen in der Region ermordet.

Mahnmal an die Opfer des Massakers vom 18. August 1943 in Kommeno mit Altersangaben der 317 Toten, darunter 97 Kinder.

Schon 1960 schlossen Deutschland und Griechenland einen Vertrag über Leistungen zugunsten griechischer Staatsangehöriger, die von nationalsozialistischen Verfolgungsmaßnahmen betroffen waren. Dieser Vertrag sah eine Zahlung von 115 Millionen D-Mark an den griechischen Staat vor, der sie nach eigenem Ermessen zu verteilen hatte. Damit sollten alle griechischen Forderungen hinsichtlich der genannten Verfolgungsmaßnahmen erledigt sein. Allerdings lag dem Vertrag ein enger Verfolgungsbegriff zugrunde, der Massaker an der allgemeinen Zivilbevölkerung nicht erfasste. Außerdem ließ er gesetzliche Individualansprüche griechischer Bürger ausdrücklich unberührt.

KLÄGER OHNE RICHTER

In dieser Situation haben Hinterbliebene der Opfer von Distomo versucht, Entschädigungsansprüche gerichtlich geltend zu machen. Vor griechischen Gerichten hatten diese Klagen bis in die höchste Instanz Erfolg. Deutschland berief sich vergeblich auf den völkerrechtlichen Grundsatz der Staatenimmunität. Freilich erkannte Deutschland die Urteile nicht an und verweigerte jede Zahlung.

Die Kläger wandten sich daraufhin an italienische Gerichte, versuchten, die für sie günstigen griechischen Urteile dort vollstrecken zu lassen und ließen eine Zwangshypothek für die Villa Vigoni eintragen, ein Anwesen am Comer See, das dem deutschen Staat gehört. Deutschland und Italien betreiben dort gemeinsam ein Zentrum für deutsch-italienische Seminare und andere kulturelle, künstlerische und wissenschaftliche Veranstaltungen.

Fotowand im Gedenkraum der Alten Schule Lingiades.

Deutschland rief daraufhin den Internationalen Gerichtshof (IGH) in Den Haag an, um den Umfang seiner Staatenimmunität klären zu lassen. Der IGH gab Deutschland 2012 Recht. Er bestätigte nicht nur den Grundsatz der Staatenimmunität, sondern er machte davon auch für schwerste Kriegsverbrechen keine Ausnahme. Damit ist völkerrechtlich geklärt, dass Entschädigungen für Kriegsverbrechen nur vor den Gerichten des Täterstaates oder vor internationalen Gerichten eingeklagt werden können, nicht aber vor den Gerichten des anderen Staates, in dem die Taten begangen wurden und dem die Opfer angehören.

In einer internationalen Ordnung, in der Staaten noch immer die Hauptrolle spielen, ist das sinnvoll: Friedliche Beziehungen könnten zwischen diesen Staaten kaum entstehen, wenn die Gerichte eines Staates verbindlich entscheiden könnten, ob und in welchem Umfang der andere Staat Entschädigung leisten muss. Die Vollstreckung in die Villa Vigoni, einen Ort der Völkerverständigung, mit dem Ziel, Ansprüche gegen den anderen Staat durchzusetzen, macht das destruktive Potenzial solcher Gerichtsverfahren augenfällig.

Befriedigen kann der Ausschluss jedoch nur, wenn die Opfer von Kriegsverbrechen anderswo Gerechtigkeit erlangen können. In Betracht kommen deutsche Gerichte. Die aber haben eine individuelle Verantwortlichkeit für den bewaffneten Einsatz deutscher Truppen im Ausland abgelehnt. Nach einem Urteil des Bundesgerichtshofs vom 6. Oktober 2016 soll dies sogar bei heutigen Auslandseinsätzen gelten. Der Bundestag könnte gesetzgeberisch eingreifen, tut es aber nicht.

Damit bleibt die internationale Ebene. Immunität besteht nur vor den nationalen Gerichten fremder Staaten, nicht vor internationalen Gerichten wie dem IGH. Allerdings ist dessen Gerichtsbarkeit beschränkt. Deutschland könnte seine Zuständigkeit für offene Entschädigungsfragen jederzeit anerkennen. Als Italien 2009 versucht hat, bestimmte Individualentschädigungs-Verpflichtungen Deutschlands durch den IGH klären zu lassen, stand es Deutschland frei, sich darauf einzulassen. Die Bundesregierung war dazu nicht bereit. Eine gerichtliche Lösung ist damit nicht zu erlangen.

PRIMAT DER POLITIK

Vielleicht sind Gerichte in der Tat nicht der beste Ort, um die Entschädigung für großflächige Kriegsverbrechen zu verhandeln. Vor nationalen Gerichten steht der vollständige Ersatz für einzelne Unrechtsfälle im Vordergrund. Weiträumigem Staatsunrecht, wie es Deutschland im Zweiten Weltkrieg begangen hat, dürfte man damit nicht gerecht werden. Anstelle einer gerichtlichen Klärung könnte Deutschland eine politische Lösung herbeiführen. Nötig scheint das umso mehr, wenn man die seit 1945 offenen Fragen im Lichte der jüngsten Krisen sieht: Im Zuge der Eurokrise musste Griechenland nicht zuletzt auf deutschen Druck rigorose Sparprogramme durchführen, während Deutschland die niedrigen Zinsen zum Schuldenabbau nutzt. Mit Flüchtlingen, die über das Mittelmeer kommend in Griechenland europäischen Boden betreten, ist Griechenland als Erstaufnahmestaat überfordert, während sich die deutsche Politik über niedrige Flüchtlingszahlen an den deutschen Grenzen freut. Da erscheint es verständlich, dass Griechenland Deutschland an sein Tun im Zweiten Weltkrieg erinnert. Soll Europa gelingen, ist hier gute deutsche Politik gefragt – die die Fragen, die sich seit Kriegsende stellen, tatsächlich einer abschließenden Regelung zuführt.

Prof. Dr. jur. Robert Uerpmann-Wittzack lehrt seit 2000 Öffentliches Recht und Völkerrecht an der Universität Regensburg. Er publiziert namentlich zur innerstaatlichen Wirkung von Völkerrecht, zur Europäischen Menschenrechtskonvention sowie zur UN-Behindertenrechtskonvention und ebenso zur völkerrechtlichen Immunität.

75 Jahre nach Kriegsende – und nach dem Tod fast aller Überlebender – sind zentrale Fragen der Entschädigung an Sinti und Roma immer noch offen

Demonstration 1985 in Köln vor dem Sitz des Regierungspräsidenten. Gefordert wird eine angemessene Entschädigung für erlittene NS-Verfolgung. © Zentralrat Deutscher Sinti und Roma

Die Entschädigungsgesetzgebung weist nach wie vor für die Gruppe der Sinti und Roma erhebliche Mängel auf. In der deutschen Rechtsprechung wurde in der Nachkriegszeit eine rassische Verfolgung der Sinti und Roma vor 1943 verneint. Etliche Holocaust-Überlebende der Sinti und Roma hatten deshalb keinen Anspruch auf eine Entschädigungsleistung nach dem Bundesentschädigungsgesetz (BEG). Die meisten Überlebenden der nationalsozialistischen Verfolgung aus der Gruppe der Sinti und Roma, denen die Entschädigung verwehrt geblieben war, leben heute nicht mehr.

Nach jahrelangen Forderungen aus der Bürgerrechtsbewegung der Sinti und Roma wurde 1981 eine außergesetzliche Regelung in Anerkennung der Versäumnisse der deutschen Wiedergutmachungspolitik beschlossen, die Richtlinien der Bundesregierung für nicht jüdische Verfolgte. Hierbei handelt es sich um eine freiwillige Leistung der Bundesregierung, für deren Durchführung das Bundesministerium für Finanzen federführend zuständig ist.

Der Völkermord an den Sintezze*Sinti und Romnja*Roma stellt eine Zäsur in der jahrhundertelangen gemeinsamen Geschichte von Minderheit und Mehrheit dar. Es war ein Staatsverbrechen, das von einem modernen Verwaltungsapparat ins Werk gesetzt wurde, von den zentralen Stellen in Berlin bis hinunter zu den kommunalen Behörden. Ganze Familien wurden auf der Grundlage einer rassistischen Ideologie entrechtet, bürokratisch erfasst, deportiert und ermordet – nur weil sie als Sintezze*Sinti und Romnja*Roma geboren worden waren.

Nach Beginn des Zweiten Weltkriegs wurden auch Sintezze*Sinti und Romnja*Roma der deutsch besetzten und der mit Hitler-Deutschland verbündeten Staaten Opfer der Mordpolitik.

Der Einmarsch deutscher Truppen bedeutete auch die Ausweitung der nationalsozialistischen »Rassenpolitik« auf die eroberten Staaten. Überall in den besetzten Gebieten wurden Sintezze* Sinti und Romnja*Roma verfolgt, in Lagern inhaftiert, direkt vor Ort ermordet oder in Vernichtungslager deportiert.

Zwar ging der Holocaust vom nationalsozialistischen Deutschland aus, doch die mit dem NS-Staat verbündeten faschistischen Regime verfolgten und ermordeten Sintezze*Sinti und Romnja* Roma in eigener Regie. Auch die staatlichen Organe der deutsch besetzten Länder waren an der Vorbereitung und Umsetzung der Verbrechen vielfach beteiligt.

Das Netz der Konzentrationslager, Erschießungsstätten und der Massengräber zog sich über ganz Europa. Nach Schätzungen fielen 500.000 Sintezze*Sinti und Romnja*Roma der systematischen Vernichtung zum Opfer.

Verfolgte Sinti und Roma, die vom sogenannten Festsetzungserlass erfasst waren, sind aber von einer laufenden Leistung ausgeschlossen. Die »Festsetzung« war eine ab Oktober 1939 auf vollständige Erfassung und Kontrolle der Minderheit zielende Maßnahme und hatte eine rassenpolitische Zielsetzung. Die Betroffenen und ihre Familien lebten in ständiger Angst, denn jederzeit konnte der Abtransport in ein Vernichtungslager erfolgen. Wöchentlich mussten sich die festgesetzten Personen bei den örtlichen Polizeibehörden melden. Ihren Eltern war es verboten, ihrer beruflichen Tätigkeit nachzugehen. Lebensmittelkarten wurden reduziert. Die menschenunwürdigen Lebensumstände der Festsetzung waren haftähnlich und bedeuteten ein latentes Todesurteil für deutsche Sinti und Roma. Damit bereitete der Festsetzungserlass die im September beschlossene Deportation der im Reichsgebiet lebenden Sinti und Roma in das besetzte Polen vor.

Psychosoziale Studien zeigen, dass die auf die nationalsozialistische Verfolgung zurückzuführende Traumatisierung vieler Verfolgter im Alter verstärkt wieder aufbricht. Für die wenigen noch lebenden Überlebenden, die festgesetzt waren, wäre die bisher ausstehende Bewilligung einer laufenden Entschädigungsleistung ein noch ersehntes Zeichen der Anerkennung.

Ebenso haben der NS-Verfolgung ausgesetzte Sinti und Roma mit nicht deutscher Staatsangehörigkeit im Wiedergutmachungsfonds der Bundesregierung keine Möglichkeit, einen Anspruch auf eine laufende Leistung zu begründen und sind lediglich für eine symbolische Einmalbeihilfe berechtigt.

Insbesondere angesichts der Tatsache, dass es heute nur sehr wenige Überlebende gibt, fordern wir (der Zentralrat und das Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma, Anm. d. Red.) eine zusätzliche Anerkennung des Leidens der Kinder während der nationalsozialistischen Verfolgung und somit eine Würdigung des besonderen Schicksals der Kinder, die durch nationalsozialistische Gewaltmaßnahmen unmittelbar betroffen waren oder ihre Eltern verloren haben.

Die Mittel sollten – insbesondere bei Betroffenen ohne deutsche Staatsangehörigkeit – Hilfe zum Lebensunterhalt oder zweckgebunden zur Bestreitung anderweitig nicht gedeckter Krankheitskosten oder zur Beschaffung von Hausrat und Bekleidung eingesetzt werden.

Für die Hinterbliebenen sollte dringend eine bundeseinheitliche Regelung zur Sicherstellung der Krankenversorgung in den ersten Wochen nach dem Tod des Verfolgten und danach geschaffen werden. Verstirbt der Bezieher einer Rente nach dem Bundesentschädigungsgesetz, so muss für Hinterbliebene eine umfassende Krankenversicherung gesichert werden.

Trotz des Umstandes, dass eine vollständige »Wiedergutmachung« nicht erreicht werden kann, sollte endlich eine adäquate Entschädigung für die letzten Überlebenden der NS-Verfolgung aus der Gruppe der Sinti und Roma geleistet werden.

Es geht dabei nicht zuletzt auch um eine Anerkennung des durch das beispiellose NS-Unrecht erlittenen Leides für diejenigen Verfolgten aus der Gruppe der Sinti und Roma, die die nationalsozialistische Verfolgung als Kinder, Säuglinge, oder durch pränatale Traumatisierung erleben mussten, die durch verschiedene Umstände nicht in ein Konzentrationslager eingewiesen wurden, gleichwohl aber einer systematischen Erfassung durch Polizeibehörden als spezifischer Verfolgungsmaßnahme ausgesetzt waren und bis zum Kriegsende unter willkürlicher polizeilicher Bewachung standen. Dasselbe gilt auch für die bisher in der Wiedergutmachung weitgehend ignorierten verfolgten Sinti und Roma ohne deutsche Staatsangehörigkeit.

Dr. Dina von Sponeck wurde im Völkerrecht promoviert und ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Referat Beratung des *Dokumentations- und Kulturzentrums Deutscher Sinti und Roma*. Schwerpunkt der Beratungsarbeit ist die Entschädigungsarbeit für die Überlebenden der nationalsozialistischen Verfolgung aus der Gruppe der Sinti und Roma.

»Leider sind wir mit unserer Geschichte nicht immer willkommen.«

Herausforderungen und Versäumnisse der Erinnerungsarbeit zum Völkermord an den Sinti und Roma gibt es bis heute in großem Umfang. Sara Spring, Projektkoordinatorin im Arbeitsbereich »Geschichte(n) in der Migrationsgesellschaft«, hat dazu mit der Integrationshelferin, Sprachmittlerin und Vorsitzenden der Romnja-Selbstorganisation *Sawre Romnjenca*, Serbez Heindorf, ein Gespräch geführt.

Sara Spring: Frau Heindorf, Sie haben gemeinsam mit ASF eine Seminarreihe für Romnja im Wendland entwickelt. Was hat Sie an dem Projekt interessiert?

Serbez Heindorf: Für uns als Romnja ist es nicht einfach, in der Gesellschaft unseren Platz zu finden – besonders in so kleinen Orten wie hier im Wendland fühlt man sich leicht fremd. Oft werden wir ausgeschlossen oder, sagen wir mal, nicht einbezogen. Wir wollen uns einbringen, und so habe ich gemeinsam mit anderen Frauen 2010 den Verein *Sawre Romnjenca* gegründet.

Der Arbeitsbereich »Geschichte(n) in der Migrationsgesellschaft« gestaltet im Wendland Bildungsprogramme mit Romnja. Schwerpunkt der Seminarprogramme ist die nationalsozialistische Verfolgung der Sintezze*Sinti und Romnja* Roma. Wir besuchen Gedenkstätten, treffen Nachkommen von Überlebenden und beschäftigen uns mit den eigenen Biografien. Die Teilnehmer*innen gehören der Roma-Minderheit an und sind überwiegend in den 1990er Jahren aus Montenegro, Serbien oder dem Kosovo nach Deutschland geflüchtet. Viele haben noch immer einen unsicheren Aufenthaltsstatus.

Das Projekt von ASF wollte ich nach Lüchow holen, weil die Geschichte des Nationalsozialismus für unsere Community eine sehr große Rolle spielt. Unsere Väter oder Großväter waren Tito-Partisanen im Zweiten Weltkrieg, manche unserer Vorfahren wurden als Zwangsarbeiter*innen verschleppt, viele kamen in den Konzentrationslagern ums Leben, weil sie als Angehörige der Roma verfolgt wurden. Das prägt natürlich die Familien bis heute. Dazu kommen die Kriegserfahrungen in den 1990er Jahren in Bosnien und im Kosovo. Bildung ist wichtig, damit wir uns in der Gesellschaft zurechtfinden. Leider sind wir mit unserer Geschichte nicht immer willkommen.

Wie drückt sich dieses Nicht-Willkommen-Sein aus?

Ich mache die Erfahrung, dass mir bei dem Thema Nationalsozialismus zum Teil mit Ablehnung begegnet wird, dass manche vielleicht einen Vorwurf verspüren und die Geschichte am liebsten verdrängen wollen. Das sind dann oft diejenigen, die auch »Ausländer raus« und »Deutschland den Deutschen« fordern. Dass ausgerechnet in Deutschland eine rechte Partei immer mehr an Einfluss gewinnt, schockiert mich und macht mich nervös. Geschichtsverleugnung ist gefährlich und legt den Grundstein für rechtsextreme Gewalt, wie die Morde in Hanau.

Das Ende des Zweiten Weltkriegs liegt nun 75 Jahre zurück. Im Seminar haben Sie berichtet, dass Ihr Großvater im Krieg als Partisan in Serbien gekämpft hat. Hat er Ihnen von seinen Erinnerungen an das Kriegsende erzählt?

Mein Großvater konnte den Krieg nur wie durch ein Wunder überleben. Seine Brigade war angegriffen worden und er hat als Einziger überlebt. Mein Opa erzählte mir, wie seine Mutter bei seiner Rückkehr auf die Knie fiel und den Boden küsste. Sie riss die Arme in die Luft und dankte Allah – wir sind Muslime –, dass er am Leben geblieben ist. Es war ein Wunder, dass er überlebt hat. Und dieses Leben hat er dann weitergeschenkt, denn er hat eine große Familie gegründet. Wir sind heute über hundert Kinder, Enkel, Ur- und Ururenkel.

Geschichten wie diese spielen in unserem kollektiven Gedächtnis zum Zweiten Weltkrieg kaum eine Rolle. Der Beitrag von Romnja* Roma im Kampf gegen Nazi-Deutschland zum Beispiel dürfte kaum jemandem bekannt sein. Wie schätzen Sie die deutsche Erinnerungskultur heute 75 Jahre nach Kriegsende ein?

Es ist sehr wichtig, die Erinnerung aktiv zu gestalten und das Andenken an die Ermordeten wach zu halten. Von vielen Menschen kennen wir bis heute nicht einmal die Namen. Es muss noch viel geforscht werden. Auch gibt es in Europa heute immer noch viel Diskriminierung gegen Sinti und Roma, auch gegen Jüdinnen und Juden und andere Minderheiten.

Ich bin dankbar für die Denkmäler in Berlin und dass in den Gedenkstätten auch die Geschichte der Sinti und Roma thematisiert wird. Aber das ist erst der Anfang. Jetzt ist es wichtig, dass wir auch ernstgenommen werden und dass uns zugehört wird. Ich wünsche mir, dass wir die Geschichten von unseren Frauen, die gekämpft haben, um zu überleben, in der Öffentlichkeit bekannt machen können. Diese Widerstandsgeschichten geben uns eine große Stärke.

Serbez Heindorf ist Vorsitzende der Romnja-Selbstorganisation *Sawre Romnjenca* – Gemeinsam mit Roma-Frauen e. V. in Lüchow (Wendland). Serbez Heindorf, geboren im Kosovo, wuchs in Serbien auf, floh 1991 während des Kroatienkrieges nach Deutschland und lebt seitdem in Niedersachsen. Sie unterstützt seit über 20 Jahren Menschen, insbesondere aus dem Kosovo, die von Abschiebung bedroht sind.

Sara Spring, geboren 1987, studierte Geschichte und Public History in Berlin und Jerusalem, seit 2006 ist sie in der historisch-politischen Bildung tätig und seit 2015 Projektkoordinatorin des ASF-Arbeitsbereichs »Geschichte(n) in der Migrationsgesellschaft«.

Serbez Heindorf beim Besuch der Gedenkstätte des KZ Neuengamme in Hamburg. Dies war das zentrale Konzentrationslager Nordwestdeutschlands, das 85 Außenlager betrieb. Die Häftlinge mussten hier unter mörderischen Bedingungen Schwerstarbeit leisten. Mindestens 42.000 Menschen starben an den Arbeitsbedingungen oder wurden ermordet. Viele Sinti und Roma waren hier inhaftiert.

Migrationsgesellschaftliche Geschichtsvermittlung in den Nachwirkungen des Nationalsozialismus

Besuch in der Dauerausstellung der KZ-Gedenkstätte Neuengamme. In den Bildungsprogrammen des ASF-Arbeitsbereichs »Geschichte(n) in der Migrationsgesellschaft« setzen sich Multiplikator*innen mit und ohne Einwanderungsgeschichten vertieft mit der Geschichte des Nationalsozialismus auseinander.

In einem Interview in der Wochenzeitung »Freitag« vom 7. September 2017 vermutete der Redakteur Jakob Augstein, dass für die Sozialwissenschaftlerin Naika Foroutan der Holocaust »in die Ferne gerückt« oder »gar nicht ihre Geschichte« sei (Foroutan/Augstein 2017). Doch Foroutan konfrontierte ihren Gesprächspartner mit einer binationalen Biografie, die zur Normalität in einer globalisierten Welt gehört: »Mein Großvater war Mitglied in der NSDAP, zwischenzeitlich sogar in der SS. (...) Seine Tochter Magdalene (meine Mutter) lernte mit 19 Jahren als Aupair-Mädchen einen iranischen Filmregiestudenten aus Teheran kennen und zog mit ihm weit weg aus der Enge Deutschlands in die Weite Teherans, wo sie lernte, was der Holocaust für Folgen, nicht nur für die Psyche der Deutschen, sondern auch für die Politik der Welt mit sich brachte« (ebd.). In der Art und Weise der Fragen an sie erkennt sie eine ausgrenzende Tendenz und kritisiert die »Täter-Opfer-Außenseiter-Kategorisierung« (ebd.), die der Komplexität des Holocaust nicht gerecht werde, weil sie die »Folgen für kollateral Betroffene« (ebd.) nicht erwähne.

In einem Gespräch, das Volkhard Knigge und Claus Christian Malzahn anlässlich des *Dachauer Symposiums zur Zeitgeschichte* 2018 mit dem Bundestagsabgeordneten Cem Özdemir geführt haben, erklärt dieser, dass jeder und jede, die deutsche Staatsbürgerin werden will und jede, die hier lebt, verstehen muss, »warum die Auseinandersetzung mit dem Zivilisationsbruch von Auschwitz für Deutschland konstitutiv ist, warum wir heute dieses Land sind und kein anderes.« (2019, S. 179). Özdemir beansprucht ein nationales Wir, das viele in »diesem Land« ihm nicht zugestehen und

er sieht, wie die Auseinandersetzung mit Auschwitz in die bundesdeutsche Gegenwart hineinreicht. In mehreren Hinsichten ist das Gespräch aufschlussreich: Bezogen auf die Geschichtsvermittlung, so Özdemir, genüge es nicht, auf die »Lehren« aus Auschwitz zu verweisen, sondern es komme darauf an, sie »in das eigene Leben zu übersetzen« (ebd., S. 179). Bezogen auf die nationalen Selbstbilder und eine globalgeschichtliche Perspektive macht er darauf aufmerksam, dass der erste Völkermord im 20. Jahrhundert derjenige an den Herero und Nama gewesen ist, begangen von den Truppen des deutschen Kaiserreichs im damaligen Deutsch-Südwestafrika (ebd., S. 180). Als Bündnispartner des Osmanischen Reiches war dieses Kaiserreich ebenso beteiligt an den als Völkermord einzuordnenden Massenverbrechen an den Armeniern. Beiden Vorgängen liegen rassistische Denk- und Handlungsmuster von Ungleichwertigkeit zugrunde, wobei die koloniale Gewalt sich gegen ferne Andere richtete, während die nationalistische Gewalt im Inland fremd gemachte Nachbarn bekämpfte, was vor allem im völkischen Antisemitismus umgesetzt wurde. Zugleich richtete sich die Gewalt des NS-Systems im Zuge des Vernichtungskrieges gegen die Bewohner*innen der besetzten Länder und gegen aus diesen Ländern verschleppte Zwangsarbeiter*innen sowie gegen Kriegsgefangene. Dabei wirkten die Überzeugungen von Ungleichwertigkeit, Über- und Unterlegenheit eskalierend und haben Folgen bis in die Gegenwart.

Auf dem Weg zu einer inklusiven Geschichtsdidaktik plädieren Viola Georgi und Oliver Musenberg dafür, sich mit der »Verflochtenheit weltgeschichtlicher Prozesse« auseinanderzusetzen (Georgi/Musenberg 2020, S. 44) und den nationalen Horizont der Geschichtsvermittlung zu überschreiten. Befasst man sich mit den NS-Verbrechen, ihrem Ausmaß, der Art und Weise ihrer Durchführung und mit den ideologischen Begründungen für Ausgrenzung, Verfolgung und Massenmord, kann dies nicht auf nationale Bezüge beschränkt werden. Es handelt sich um eine europäische Geschichte mit globalen Auswirkungen. Doch kann die Kategorie des Nationalen auch nicht einfach aufgegeben werden, wenn die maßgebliche deutsche Täterschaft nicht verdrängt oder relativiert werden soll.

Die Diskussion um kollektive Erinnerung kann also weder national-selbstbezüglich bleiben, noch sich transnational umformen. Sie muss die Geschichte eines völkischen Nationalismus zum Thema machen, von dem in erster Linie diejenigen profitierten, die in der Logik der Volksgemeinschaft als Zugehörige galten. Obwohl eine breite Aufarbeitung der damit begründeten und ausgeübten Verbrechen stattgefunden hat, sind die Denkmuster nationaler Zugehörigkeitsordnung nicht überwunden. Die dominante Wahrnehmung von (Post-)Migrant*innen als grundsätzlich anders im Umgang mit dem Nationalsozialismus im Vergleich zu den unmarkiert bleibenden Herkunftsdeutschen wird immer dann reproduziert, wenn eine rassismuskritische Perspektive ausbleibt und Abstammung zum Kriterium für Geschichtszugänge gemacht wird (vgl. Fava 2015).

Historisch-politische Bildung nach Auschwitz, die das gemeinsame und zugleich unterschiedlich motivierte Interesse von Teilnehmenden am historischen Gegenstand zum Ausgangspunkt nimmt, ermöglicht unterschiedliche Zugänge, ohne diese an eine nationale oder kulturelle Identität binden zu müssen. Es geht also nicht darum, ***wo*** jemand herkommt, sondern ***wie*** die gegenwärtige Beziehung zur Geschichte aussieht. Die Erfahrungen mit der Vermittlung dieser Geschichte in Bildungsinstitutionen und mit der Kommunikation darüber im eigenen sozialen Umfeld prägen das Geschichtsbewusstsein oftmals viel mehr als die nationale Herkunft der Familie. Diese Erfahrungen gilt es aufzugreifen und zu reflektieren. Eine der wichtigsten Konsequenzen aus der Aufarbeitung der NS-Verbrechen besteht darin, sich von nationalistischen, abstammungsbezogenen Unterscheidungen und daraus folgenden Abwertungen und Ausgrenzungen zu verabschieden. Statt einem Denken in Identitäten zu folgen, ist Adornos Aufforderung zur »kritischen Selbstreflexion« (Adorno 1971, S. 90) zu aktualisieren.

Adorno, Theodor W. (1971): Erziehung nach Auschwitz. In: ders.: Erziehung zur Mündigkeit. Vorträge und Gespräche mit Hellmut Becker 1959–1969. Frankfurt/M., S. 88–104.

Georgi, Viola B./Musenberg, Oliver (2020): Diversitätserfahrungen im Geschichtsunterricht. In: Sebastian Barsch et al. (Hrsg.): Handbuch Diversität im Geschichtsunterricht. Inklusive Geschichtsdidaktik. Frankfurt/M.: Wochenschau Verlag, S. 37–53.

Fava, Rosa (2015): Die Neuausrichtung der Erziehung nach Auschwitz in der Einwanderungsgesellschaft. Eine rassismuskritische Diskursanalyse. Berlin: Metropol.

Foroutan, Naika/Jakob Augstein (2017): Stolpersteine. In: der Freitag vom 07.09.2017, S. 13.

Özdemir, Cem (2019), im Gespräch mit Claus Christian Malzahn und Volkhard Knigge: »Das hat mich brennend interessiert«. In: Volkhard Knigge/Sybille Steinbacher (Hrsg.): Geschichte von gestern für Deutsche von morgen? Die Erfahrung des Nationalsozialismus und historisch-politisches Lernen in der (Post-)Migrationsgesellschaft. Dachauer Symposien zur Zeitgeschichte Bd. 17, Göttingen: Wallstein, S. 173–192.

Dr. Astrid Messerschmidt
ist Professorin für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Geschlecht und Diversität an der Bergischen Universität Wuppertal. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind: Migrationsgesellschaftliche Bildung, Rassismus-, Antisemitismus- und Antiziganismus-Kritik; Erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung; Bildungsarbeit in den Nachwirkungen des Nationalsozialismus; Kritische Bildungstheorie.

»Die frühe Bundesrepublik hätte hunderttausende Prozesse führen müssen. Dass sie das nicht tat, ist Ausweis des Scheiterns.«

80 Jahre nach dem Beginn des Zweiten Weltkriegs begann im Oktober 2019 vor dem Landgericht Hamburg der Prozess gegen den ehemaligen Wachmann im Konzentrationslager Stutthof, Bruno D., dem Beihilfe zum Mord an mindestens 5.230 Menschen vorgeworfen wird. Per Hinrichs, der eines der letzten NS-Verfahren in Deutschland als Journalist begleitet, im Gespräch mit Dr. Dagmar Pruin.

Dr. Dagmar Pruin: Welche gesellschaftliche Bedeutung hat in Ihren Augen der Prozess gegen den früheren SS-Wachmann Bruno D., der mit 17 Jahren ins Konzentrationslager Stutthof kam?

Per Hinrichs: Der Prozess ist deswegen von gesellschaftlicher Bedeutung, weil er eine der letzten Gelegenheiten ist, die Geschichten von Überlebenden zu hören, auf die wir in den vergangenen siebzig Jahren nicht genug gehört haben. Und es ist eine der letzten Gelegenheiten, darüber zu sprechen, was jemand getan hat, was er für ein Maß an Schuld oder Verantwortung auf sich geladen hat. Es sind immer zwei Fragen mit den Prozessen gegen mutmaßliche Helfer des Holocaust verknüpft: warum jetzt und warum jetzt noch? Diese Fragen spielen in die frühe Bundesrepublik hinein, wo man solche Prozesse nicht geführt hat. Das war völlig falsch. Man hätte hunderttausende Prozesse führen müssen, die hohe Gefängnisstrafen nach sich gezogen hätten – wenn man die Sicht auf die Aufgaben des Rechts und die Verpflichtungen eines Rechtsstaates zugrunde gelegt hätte, wie wir das heute tun. Die offizielle Aufarbeitung des Holocaust ist damals gescheitert. Dass wir jetzt diese Prozesse führen, ist zugleich Beleg dafür und Ausweis des Scheiterns. Jeder einzelne Prozess zeigt, dass jeder und jede zur Rechenschaft zu ziehen gewesen wäre, der in einem Konzentrationslager Dienst getan hat.

Dass diese Prozesse jetzt noch geführt werden, ist dem Engagement eines einzelnen Juristen zu verdanken, nämlich dem 76-jährigen Thomas Walther aus dem Allgäu. Er hat dafür gesorgt, dass die Rechtsprechung auf den Kopf gestellt wurde. Walther war der Wegbereiter für die Prozesse gegen NS-Verbrecher wie John Demjanjuk oder Oskar Gröning, die beide wegen Beihilfe zum Mord in vielen tausend Fällen verurteilt wurden.

Wie erleben Sie den Angeklagten Bruno D. im Gerichtssaal, vor allem in der Begegnung mit Zeitzeug*innen?

Er ist bemerkenswert aufmerksam. Er versteht auch alles und weiß, wer da aussagt. Er kann dem Prozess offenkundig folgen. Bewegend ist es immer, wenn die Überlebenden aussagen. Das sind die besonderen Momente. Die Überlebenden berichten ausführlich, was für ein Schreckensregiment da geherrscht hat. Sie berichten von der Gaskammer, von den Leichenhaufen und sie berichten von all diesen Dingen, von denen der Angeklagte nicht berichten möchte. D. erkennt auch an, dass das schrecklich war. Er sagt nicht, dass das nicht so war. Er sagt nur, er kann sich nicht erinnern. Das sind Momente, in denen ich denke, sag doch, was Du gesehen hast auf dem Wachturm. Du warst nicht blind. Es gibt eine moralische Pflicht derjenigen, die jetzt noch leben, dass sie sagen, was damals passiert ist. Aber selbst das ist wohl zu viel verlangt. Also hören wir das, was passiert ist, von den Überlebenden.

Welchen Blick hat Bruno D. auf sich selbst?

Er stellt sich auf den Standpunkt: Ich habe nichts gemacht. Ich wollte da gar nicht hin. Ich wusste aber auch nicht, wie man da wegkommt. Ich habe widerwillig meinen Dienst getan. Er ist wohl auch nicht freiwillig in die SS eingetreten, sondern wurde gemustert, als er zur Wehrmacht sollte. Das war im Frühjahr 1944. Da wurde er für kriegsdienstuntauglich befunden, weil er angeblich einen Herzfehler hatte – mit dem er ja im Übrigen sehr alt geworden ist. Dann wurde er in die KZ-Wachmannschaft übernommen. Es gab die Möglichkeit für jeden, der es am Wachturm nicht aushielt, sich an die Front versetzen zu lassen. Solche Versetzungsgesuche gab es in Stutthof auch und denen wurde in der Regel auch stattgegeben.

Einer der Wachtürme im ehemaligen Konzentrationslager Stutthof auf der Halbinsel Hela, östlich von Danzig. © picture alliance/dpa/Andreas Keuchel

Das heißt, Bruno D. hätte einen Handlungsspielraum gehabt?

Das nimmt die Staatsanwaltschaft an und das hat der Gutachter bejaht. Gleichzeitig kann man aber auch zu seinen Gunsten fragen: Er war 18 Jahre alt, sollte er diese Entscheidung fällen? Konnte man das aus heutiger Perspektive von ihm erwarten? Er war natürlich dabei, er war einer der Helfer oder Helfershelfer des Holocaust und er steht in meinen Augen auch völlig zu Recht vor Gericht. Der Skandal ist, dass sehr viele eben nicht vor Gericht mussten und dass die, die früher vor Gericht standen, aus heutiger Sicht lächerliche Strafen gekriegt haben.

Sie sind vor kurzem nach Norwegen gefahren und haben dort Johan Solberg, den letzten norwegischen Überlebenden aus dem KZ Stutthof, getroffen – welche Rolle spielt für ihn der Prozess?

Für Johan Solberg war die Zeit im Nationalsozialismus natürlich eine prägende Erfahrung. Er war im Gespräch sehr zurückhaltend und hat bewusst nicht alles erzählt, was ihm widerfahren ist. Er war im Widerstand und ist von den Deutschen in Norwegen festgenommen worden und dann von der Gestapo eine Woche lang gefoltert worden. Er war und ist sehr christlich und hat so für sich alles verarbeitet. Im KZ hat er christliche Lieder gesungen und er hat sich sehr stark einen Versöhnungsgedanken zu eigen gemacht. Er will, dass das alles nicht vergessen wird, aber ihm geht es um Versöhnung.

Versöhnung setzt ein Schuldanerkenntnis voraus – wird es so etwas bei Bruno D. geben?

Da bin ich skeptisch. Weil die Übernahme von Verantwortung, egal wie jung man ist, voraussetzt anzuerkennen, dass man mitgemacht hat. Ob er wollte oder nicht: Er war auf der falschen Seite. Er war auf dem Wachturm und er hatte eine Waffe. D. hat sein Leben lang versucht, das zu verdrängen.

Ist denn früher schon gegen D. und andere ermittelt worden?

Er ist mehrfach vernommen worden, zuletzt 1982 – damals hat er in dem Bewusstsein ausgesagt, dass ihm nichts passieren kann, weil er ja nur dumm herumgestanden habe. Das war so möglich, weil der Umschwung in der Rechtsprechung erst viel später mit Thomas Walther kam.

Welche Lehren müssen wir daraus ziehen, was wir in den letzten Prozessen gegen mutmaßliche NS-Täter wie den Wachmann Bruno D. erleben?

Ich bin sehr vorsichtig damit, Bezüge in die Gegenwart oder Zukunft herzustellen. Wir müssen uns aber den Dingen, die damals geschehen sind, stellen und uns mit ihnen auseinandersetzen. Die Frage, wie das passieren konnte, ist nie wirklich beantwortet worden. Je mehr ich mich mit der Geschichte beschäftige, desto drängender wird diese Frage für mich und desto unverständlicher wird es, wie das geschehen konnte. Wie konnten so viele Menschen wegsehen, mitmachen oder davon profitieren? Das ist eine fürchterliche Frage und die sollten wir am Leben halten. Es waren keine Monster, sondern Menschen, die den Holocaust zu verantworten haben. Daran müssen wir erinnern und wir dürfen nicht vergessen, wozu Menschen gerade im Kollektiv fähig sind. Wir dürfen die Geschichten der Entgrenzten, der Entrechteten, der Ermordeten nicht vergessen.

Per Hinrichs hat Geschichte in Hamburg studiert. Von 2002 bis 2009 war er Redakteur beim *Spiegel*, seit 2009 schreibt er für die *Welt*, seit 2015 ist er Chefreporter bei *Welt am Sonntag*. Er begleitet den Prozess gegen Bruno D., der Wachmann im Konzentrationslager Stutthof bei Danzig war und hat mehrere Interviews mit Holocaust-Überlebenden geführt.

Dr. Dagmar Pruin ist ordinierte Pfarrerin und wurde 2004 an der Humboldt-Universität Berlin promoviert. Sie ist unter anderem Gründungsmitglied des Forschungsbereichs »Religion und Politik« an der Humboldt-Universität. 2007 konzipierte sie das deutsch-amerikanisch-jüdische Begegnungsprogramm *Germany Close Up* an der Stiftung Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum, das sie seither leitet. Seit 2013 ist Pruin Geschäftsführerin von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste.

Bedeutungsunterschiede: Der 8. Mai als Gedenktag in der Bundesrepublik und in der DDR

»Zweierlei Erinnerung«, »Die geteilte Vergangenheit« oder auch »Keine gemeinsame Erinnerung«, so lauten die Schlagworte, mit denen die geschichtswissenschaftliche Forschung den ost- und westdeutschen Umgang mit der NS-Vergangenheit gern beschreibt. Denn mit der Gründung der Bundesrepublik Deutschland im Mai 1949 und der Deutschen Demokratischen Republik im Oktober desselben Jahres entstanden nicht nur zwei deutsche Staaten mit unterschiedlichen politischen Systemen, sondern sie positionierten sich auch unterschiedlich zu ihrer gemeinsamen Vorgeschichte des Nationalsozialismus.

Die Kolossalstatue des Ehrenmals für die sowjetischen Gefallenen im Treptower stellt einen Soldaten der Roten Armee da, der auf ein zerbrochenes Hakenkreuz tritt.

Die Bundesrepublik verstand sich als Nachfolgestaat des Deutschen Reichs und trat damit dessen Erbe an. Auch wenn die Frage der Schuld vor allem auf Hitler und die NS-Führungseliten projiziert wurde, übernahm sie grundsätzlich die Verantwortung für den Nationalsozialismus. Die DDR dagegen definierte sich als neuen Staat ohne Kontinuität zum »Dritten Reich« und wies jegliche Verantwortung für die NS-Zeit von sich. Dabei berief sie sich auf den kommunistischen Widerstand gegen die NS-Herrschaft und erhob den Antifaschismus zu ihrem zentralen Gründungsmythos. In diesem »Antifaschismus-Mythos« wurde auch die eigentliche Kriegsniederlage in einen Sieg umgedeutet, den die kommunistischen Widerstandskämpfer an der Seite der »ruhmreichen Roten Armee« über das faschistische Regime errungen hätten. Gleichsam die Krönung dieses antifaschistischen Befreiungskampfs bildete die Gründung der DDR, deren Bürger zu »Siegern der Geschichte« avancierten.

Dieses Narrativ wurde auch jedes Jahr am 8. Mai, dem Jahrestag des Kriegsendes, wirkungsvoll in Szene gesetzt. Das Datum war im ostdeutschen Gedenkkalender fest verankert. 1950 hatte die Volkskammer den 8. Mai als »Tag der Befreiung« zum gesetzlichen Feiertag erklärt. Bis 1967 und noch einmal anlässlich des 40. Jahrestags des Kriegsendes im Jahr 1985 war dieser arbeitsfrei und wurde mit großen Gedenkfeiern begangen, wie etwa an dem 1949 errichteten Ehrenmal für die sowjetischen Gefallenen im Treptower Park in Ostberlin. Unter Einbeziehung der Parteien und Massenorganisationen wurde das Gedenken propagandistisch inszeniert und zum gesamtgesellschaftlichen Ereignis. Neben der Bedeutung der Roten Armee und des kommunistischen Widerstands für die Befreiung vom »Hitlerfaschismus«

Das Sowjetische Ehrenmal im Treptower Park im Osten Berlins ist eine Gedenkstätte und zugleich Soldatenfriedhof.

wurden dabei auch die Leistungen der DDR hervorgehoben. Im Gegensatz zur Bundesrepublik habe diese die Lehren aus der Geschichte gezogen und umgesetzt.

Auch in Westdeutschland wurde das Kriegsende-Gedenken dazu genutzt, auf die eigenen Leistungen und die aus der Vergangenheit gezogenen Lehren hinzuweisen. Der 8. Mai war in der Bundesrepublik allerdings kein festes Anniversarium. Gerade auch wegen der Inanspruchnahme durch die DDR war dieses Datum dort lange Jahre kaum von Bedeutung, zumal seine Bewertung durchaus umstritten war. Für viele war der 8. Mai eher ein »Tag der Niederlage« als ein »Tag der Befreiung«. Mit der Formulierung »erlöst und vernichtet in einem« versuchte der spätere Bundespräsident Theodor Heuss im Mai 1949 diese Ambivalenz zu fassen.

EIN LANGER WEG BIS ZUR WAHRNEHMUNG DES 8. MAI 1945 ALS »TAG DER BEFREIUNG«

Erst ab Mitte der 1960er Jahre wurde an den Tag des Kriegsendes regelmäßiger erinnert, etwa mit einer Regierungserklärung von Bundeskanzler Willy Brandt 1970 oder einer Gedenkrede des Bundespräsidenten Walter Scheel zum 30. Jahrestag des Kriegsendes 1975. In dieser griff er die Befreiungsdiskussion auf, erinnerte aber auch an die NS-Opfer und mahnte zur kritischen Selbstprüfung. 1985 gelang Bundespräsident Richard von Weizsäcker mit seiner Gedenkrede dann eine breit rezipierte Klarstellung, dass der 8. Mai 1945 als »Tag der Befreiung« zu sehen sei. Er betonte aber auch, dass dieser Tag angesichts des vor und nach 1945 erlittenen Leids kein Tag zum Feiern sei. Die Rede gilt als ein Markstein für den Erinnerungsdiskurs der Bundesrepublik, auch weil der Bundespräsident darin verschiedener NS-Opfergruppen gedachte.

Auf von Weizsäckers Ausführungen griff auch die Volkskammerpräsidentin Sabine Bergmann-Pohl für ihre Rede zum 8. Mai 1990 zurück. Die Rede, die in die kurze freiheitlich-demokratische Phase der DDR fiel, unterschied sich deutlich von den ostdeutschen Gedenkreden der Vorjahre und machte die Mitverantwortung für den Nationalsozialismus und die »zweite Schuld« der SED-Diktatur zum Thema. Mit der Erinnerung an das Leid und die NS-Opfer der osteuropäischen Länder und der Sowjetunion enthielt sie typische Elemente des DDR-Gedenkens, sie bezog aber zum Beispiel auch die in der DDR lange Zeit marginalisierten jüdischen Opfer mit ein.

Mit der Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten im Oktober 1990 erfolgte im Bereich der Erinnerungskultur ein weitgehender Beitritt von Ost- zu Westdeutschland. Das sich seitdem herausbildende gesamtdeutsche Gedenken fußt vor allem auf dem der alten Bundesrepublik. Nach wie vor wird dem 8. Mai als Gedenkdatum in Ostdeutschland aber höhere Bedeutung zugemessen. So ist dieser in Mecklenburg-Vorpommern seit 2002 und in Brandenburg seit 2015 ein staatlicher Gedenktag. Im Februar 2020 hat mit Bremen nun aber auch ein westdeutsches Bundesland den 8. Mai zu einem offiziellen Gedenktag erklärt. Anlässlich des 75. Jahrestags des Kriegsendes wird er 2020 außerdem einmaliger Feiertag in Berlin sein.

Dr. Katrin Hammerstein ist Historikerin und arbeitet an der Universität Heidelberg und im Landesarchiv Baden-Württemberg. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen auf der Geschichte und Nachgeschichte des Nationalsozialismus und im Bereich Provenienzforschung. 2017 erschien ihr Buch »Gemeinsame Vergangenheit – getrennte Erinnerung? Der Nationalsozialismus in Gedächtnisdiskursen und Identitätskonstruktionen von Bundesrepublik Deutschland, DDR und Österreich« im Wallstein Verlag.

Eigenwillige Narrative zu Krieg und Kriegsende beförderten die Bereitschaft zum Brexit

In Großbritannien zu leben bedeutet, die Paradoxien zu verstehen, die das Herz der Nation ausmachen. Schließlich braucht eine politische Union, die aus vier verschiedenen nationalen Gruppen besteht, smarte Kompromisse, um funktionieren zu können. Es ist aus dieser Perspektive zum Beipiel nicht verwunderlich, dass die derzeitige Königin in Schottland Elizabeth I. und zugleich in England Elizabeth II. ist. Das Ende des zweiten Weltkriegs und die Brexit-Debatte sind ebenfalls paradox: Je weiter die Realität des Krieges aus der lebendigen Erinnerung verschwindet, desto mehr wird die Bildsprache der Siegerrolle herangezogen.

In der politischen Rechten wird der britische Sieg im Zweiten Weltkrieg verwendet, um die angebliche Einzigartigkeit Großbritanniens zu belegen. Auseinandersetzungen mit der Europäischen Union, die hier in der Presse oft als Schlachten bezeichnet werden – allein die Verwendung des Begriffs sagt viel aus –, werden oft in einen Zusammenhang mit dem Narrativ »standing alone against Hitler« gebracht.

In der politischen Linken besteht die Tendenz, sich für offenkundigen Patriotismus zu schämen: Der Vorsitzende der Labour-Partei, Jeremy Corbyn, stellte bei den jüngsten Parlamentswahlen fest, dass ihn die Tatsache, dass er sich während der Feierlichkeiten zum 11. November[1] nicht würdevoll genug zeigte, eine beträchtliche Anzahl von Stimmen der Arbeiterklasse kostete. Im modernen Großbritannien sind diese formalen sozialen Feinheiten noch immer wichtig. Das Kriegsende ist für die Linken jedoch trotzdem etwas, auf dessen positiven Gehalt sie gern verweist – bedeutete es doch ihre Teilhabe an der Geburt des modernen Wohlfahrtsstaates, des National Health Service (NHS) und der Neufassung Großbritanniens als »Vereinigtes Königreich«.

In der allgemeinen Bevölkerung ist festzustellen, dass es immer weniger historisch fundiertes Wissen über die Details des Kriegs gibt. In einer Umfrage unter Millenials zeigte sich zum Beispiel, dass etwa zehn Prozent davon ausgingen, der Zweite Weltkrieg habe in den 50er Jahren stattgefunden und Frankreich war der Hauptgegner. Immer beliebter werden jedoch Slogans aus der Kriegszeit, wie »Keep Calm and Carry on«, die die britische Nation als Helden darstellen.

In der Tat ist es wohl zum Teil das Verblassen der Kriegserinnerungen, nicht aber das der Erinnerung an den Krieg, das den Brexit politisch leichter machbar gemacht hat. Die pro-europäischsten britischen Politiker des 20. Jahrhunderts, wie der frühere Premierminister Ted Heath hingegen, erlebten als junge Offiziere die Schrecken des Zweiten Weltkriegs und wollten eine engere Zusammenarbeit europäischer Staaten fördern, um zu vermeiden, dass sich eine solche Katastrophe wiederholen könne.

In einem Land mit einem so stark selbst definierten Sinn für die eigene Geschichte und das eigene Schicksal gehören der Brexit und das Ende des Krieges wohl in den Bereich des typisch britischen Paradoxons – damit die Dinge so bleiben, wie sie sind, muss sich alles ändern.

1 Der 11. November ist in Großbritannien der Tag, an dem der gefallenen Soldaten gedacht wird.

Julian Hofmann hat Deutsche Geschichte und Philosophie am Royal Holloway College, London University, studiert. Zurzeit ist er in Elternzeit. Üblicherweise arbeitet er – nach einer zehnjährigen Karriere als Finanzkorrespondent bei *Reuters* und der *Financial Times* – als Englischlehrer und freiberuflicher Journalist.

Sowjetische Soldaten, die während der Befreiung Ost-Finnmarks auf norwegische Zivilisten treffen, die sich während der schlimmsten Tage des Krieges in den Tunneln des Tagebaus versteckt hatten. Ein Tag der Freude, und Ursprung einer langjährigen Freundschaft (bis heute) zwischen Norwegen und Russland. Das Bild wurde in Kirkenes aufgenommen, vermutlich am 25.10.1944. © Fotokhronika TASS/Norsk Riksarkiv

Würdigung der hohen Opfer im Norden und Dankbarkeit für Kampf um Freiheit und Demokratie

Norwegen gedenkt an zwei verschiedenen Tagen des Kriegsendes.

Am 8. Mai 2020 gedenkt man auch in Norwegen des Endes des Zweiten Weltkriegs. Der 75. Jahrestag wird aber gleich zweimal gefeiert. Denn während man, wie in den meisten anderen Ländern auch, am 8. Mai den Tag der Befreiung des ganzen Landes begeht, gibt es ein weiteres wichtiges Datum, das schon ein halbes Jahr vorher die Befreiung Nordnorwegens von den Deutschen bedeutete und bereits vor einem halben Jahr gefeiert wurde: den 25. Oktober.

An jenem Tag nämlich, im Jahr 1944, traten sowjetische Soldaten über die Grenze bei Kirkenes und befreiten die Ost-Finnmark von der Besatzungsmacht Deutschland. Jener Schicksalstag bedeutete aber nicht nur Freiheit, denn die Vertreibung der Besatzer löste eine der größten Tragödien der norwegischen Kriegsgeschichte aus: Auf ihrem Rückzug vor dem Feind aus dem Osten zwangen die Deutschen die Lokalbevölkerung in der letzten Episode des Krieges in die Evakuierung und setzten die Politik der verbrannten Erde ein.

Die systematische Zerstörung eines Gebietes, das flächenmäßig der Schweiz oder Dänemark entspricht, hat bis heute tiefe Spuren im Norden des Landes hinterlassen. So ist es wenig verwunderlich, dass das Gedenken an den Zweiten Weltkrieg im Norden des Landes viel präsenter ist als im Süden, wo die Spuren des Krieges meist weniger sichtbar sind.

Doch in einem ist man sich im ganzen Land einig: *Vi må aldri glemme* – Wir dürfen nie vergessen.

Und so ist das Gedenken an den Zweiten Weltkrieg eine Mischung aus der Anerkennung der Opferschaft im Norden, dem Stolz auf jene, die Widerstand gegen die deutschen Besatzer leisteten und einer Dankbarkeit für den Kampf im Namen der wichtigsten Werte Norwegens: Freiheit und Demokratie.

Zum 75-jährigen Jubiläum des Befreiungstages werden Reden von Seiner Majestät König Harald V. sowie der Ministerpräsidentin Erna Solberg erwartet. Zudem wird der anerkannte Künstler Vebjørn Sand in Oslo das Rosenschloss, *Roseslottet*, eröffnen – eine Kunstinstallation, die die Geschichte des Zweiten Weltkriegs sowie die grundlegenden Prinzipien für Demokratie, Rechtsstaatlichkeit und Humanismus thematisiert und ein Jahr lang, auch als Mahnmal, in der Hauptstadt stehen bleiben soll.

Doris Wøhncke wurde im nordnorwegischen Kirkenes als Kind deutscher Eltern geboren. Sie wuchs sowohl in Norwegen als auch in Deutschland auf und hat einen beruflichen Hintergrund in Kultur und Medien. Seit März 2020 ist sie als Landesbeauftragte für ASF in Norwegen tätig.

Keine eindeutigen Gefühle: Der 75. Jahrestag des Kriegsendes in Polen ist mit sehr unterschiedlichen Assoziationen behaftet

Der scheinbar klare und neutrale Ausdruck »Kriegsende« ist in Polen nicht ganz einfach und eindeutig. Bis zur Wende wurde ähnlich wie im gesamten ehemaligen Ostblock obligatorisch der sogenannte Siegestag am 9. Mai gefeiert, obwohl die meisten in Polen sich nicht als Sieger fühlten. Das neue politische System war nicht das, was sich die Menschen für die Zeit nach dem Krieg erhofft hatten. Es kam eine Abhängigkeit von der Sowjetunion, für viele eine neue Art von Besatzung, die sie nicht akzeptieren wollten. Viele rechneten sogar mit einem neuen Krieg, der die unerwünschte Ordnung ändern würde. Manche Soldaten von der polnischen Heimatarmee blieben nach dem Krieg im Untergrund und versuchten, die kommunistische Regierung zu bekämpfen. Sie wurden »Verstoßene Soldaten« genannt. Der polnische Staat strebt seit einigen Jahren ihre Rehabilitation an – was nicht unumstritten ist, weil manche Angehörige der Bewegung auch Verbrechen verübten.

Nach der Grenzverschiebung befand sich ein großer Teil der polnischen Bevölkerung auf einem neuen und sogar fremden Gebiet. Sie war aus ihrer eigentlichen Heimat im Osten vertrieben worden. Die Einwohner*innen Westpolens lebten jahrelang mit nicht ausgepackten Koffern in der Befürchtung, dass die Deutschen zurückkommen würden.

Das Gedenken nach dem Krieg war eingeschränkt möglich und auch mit Tabuthemen wie dem Angriff der Roten Armee im September 1945 auf Polen und dem Holocaust verbunden. 75 Jahre nach dem Kriegsende ist das Thema in Polen unterschiedlich präsent. Es werden staatliche Veranstaltungen organisiert, die vor allem mit dem Gedenken an die Befreiung einzelner Konzentrationslager zusammenhängen. Am 9. Mai 2020 finden Feierlichkeiten zum Jahrestag der Befreiung des KZ Stutthof, das als letztes Lager in Polen befreit wurde, unter der Schirmherrschaft des Staatspräsidenten Andrzej Duda statt, der daran voraussichtlich auch teilnehmen wird. Neben den großen Veranstaltungen wird auch lokal an tragische Ereignisse und Verbrechen der Nazizeit erinnert.

Das Gedenken ist nach wie vor in polnischen Familien präsent, wobei es sowohl der deutschen als auch der sowjetischen Besatzung gilt, abhängig vom Schicksal der jeweiligen Familien.

Bei verschiedenen Anlässen wird das Thema für Propagandazwecke ausgenutzt. Die rechtskonservative PiS-Regierung äußert immer wieder Entschädigungsansprüche gegenüber Deutschland. Das ist besonders in Wahljahren populär – wie zum Beispiel in diesem: Im Mai finden Präsidentschaftswahlen statt.

Der Jahrestag des Kriegsendes steht in diesem Jahr im Schatten eines anderen Jahrestages: Es ist der Flugzeugabsturz im Jahr 2010 bei Smolensk, ein tragisches Ereignis, das seither einen entscheidenden Einfluss auf die polnische Politik hat.

Urszula Sieńczak hat Angewandte Linguistik in Kombination mit zwei Fremdsprachen – Deutsch und Russisch – an der Warschauer Universität studiert. Anschließend absolvierte sie dort ein Journalistik-Studium. Sie lebt seit 1992 in Krakau und ist seit 1996 ASF-Landesbeauftragte für Polen.

Propaganda in Russland verknüpft heute Tag des Sieges mit Bildern aktueller »Befreiungen«

In Russland spielt bei der kollektiven Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg kaum eine Rolle, was vor dem 22. Juni 1941 und nach dem 9. Mai 1945 geschehen ist. Insbesondere der deutsch-sowjetische Nichtangriffspakt und das darin enthaltene Zusatzprotokoll, das Gebiete an der westlichen Peripherie als sowjetische Einflusssphäre anerkannte, werden in der offiziellen Geschichtsschreibung nicht kritisch hinterfragt. Wer dies doch tut, macht sich unter Umständen sogar strafbar. Das Datum steht jedoch nicht einfach für das Kriegsende – der 9. Mai ist der Tag des Sieges und einer der wichtigsten Feiertage.

Je näher er rückt, desto weniger kann man sich den dann überall präsenten Hinweisen auf Reklametafeln, in der Metro und an anderen öffentlichen Orten entziehen. Aufkleber mit der Aufschrift »Auf nach Berlin!« und Soldatenorden entlehnte schwarzorangene St.-Georgs-Bändchen an Autos und Handtaschen prägen die Straßen nicht weniger. Das war im postsowjetischen Russland nicht immer so. Erst seit Mitte der 2000er Jahre macht sich die Regierung das Gedenken an den Sieg in einer Form zu eigen, die zur positiven Identifizierung mit dem russischen Staat geradezu verpflichtet. Besonders bizarr wirkt die Verflechtung des

Sieges im »Großen Vaterländischen Krieg« mit heutigen Bildern über die russische Invasion auf der Krim oder die »Befreiung« der Ostukraine von »ukrainischen Faschisten«.

Eine in Tomsk 2012 entstandene Basisinitiative, das »Unsterbliche Regiment«, bei dem Menschen am 9. Mai mit Fotos ihrer im Krieg kämpfenden Angehörigen durch russische Städte marschieren, ist mittlerweile zum festen Bestandteil der alljährlichen staatlichen Siegesinszenierung mutiert. Trauer und die Erinnerung an Kriegsopfer bilden heute bestenfalls ein Randphänomen. Mit dem Ableben der Kriegsgeneration verfestigt sich der Heldenmythos, aber es bleibt trotzdem Raum für Alternativen. In der Republik Dagestan beispielsweise finden sich an vielen Wohnhäusern privat aufgestellte Gedenktafeln, die an Menschen erinnern, nicht nur an Soldaten.

Ute Weinmann hat Politikwissenschaften studiert und ist seit 1999 Landesbeauftragte von ASF in Moskau.

Perspektiven auf das Kriegsende 1945 in Belarus

Der Historiker Alexej Bratotschkin beantwortet Fragen von ASF.

Welcher Zeitpunkt wird in Belarus als Kriegsende definiert?

In Belarus, wie in der gesamten Sowjetunion vor ihrem Zusammenbruch 1991, wurde der 9. Mai als Tag des Endes des »Großen Vaterländischen Krieges« (so wurde der Krieg zwischen der UdSSR und Nazi-Deutschland 1941–1945 ideologisch bezeichnet) gefeiert, nicht als Gedenktag an das Ende des Zweiten Weltkrieges. Diese Tradition wurde auch nach 1991 beibehalten, doch der Begriff »Zweiter Weltkrieg« wurde häufiger verwendet. Noch heute hat der 9. Mai 1945 in der Republik Belarus den Status eines Staatsfeiertags und wird als »Tag des Sieges« bezeichnet.

Wie stark wird heute die Erinnerungskultur für staatliche Zwecke genutzt?

In den Jahren 1994–2020 waren die Feierlichkeiten zum Tag des Sieges und der Bezug auf das Thema »Großer Vaterländischer Krieg« konstant zentrale Themen der staatlichen Verlautbarungen in Belarus, die Thematik wird zur Konstruktion einer kollektiven belorussischen Identität genutzt. Das bestehende politische Regime hat sich zu einer Kraft erklärt, welche die Ergebnisse des »Großen Vaterländischen Krieges« schützt und diejenigen bekämpft, die »den Sieg stehlen wollen«.

Wie und wodurch ist das Gedenken präsent?

Auf offizieller Ebene gibt es feierliche Prozessionen und Konzerte mit der Teilnahme von Repräsentanten staatlicher Behörden, oft wendet sich der Präsident selbst an die Belarussen. Für den Abend wird ein militärischer Salut organisiert. Die offiziellen Medien führen Medienprojekte durch, die dem Ereignis gewidmet sind, auch in den staatlichen Schulen werden verschiedene themenbezogene Projekte umgesetzt. Dies geschieht durch spezielle Mitarbeitende »ideologischer« Strukturen, die sich seit 2004 in Belarus entwickelt haben. Seit 2015 gibt es außerdem die Kampagne »Siegesblumen«, bei der alle Teilnehmenden öffentlicher Veranstaltungen dazu aufgefordert werden, spezielle Abzeichen in Form von Apfelblüten und mit den Farben der Staatsflagge zu tragen (es ist davon auszugehen, dass diese Aktion unter anderem eingeführt wurde, um sich von den russischen Feierlichkeiten zu unterscheiden, bei denen nur das Sankt-Georgs-Band verwendet wird).

Auf privater Ebene wird dieser Tag durchaus manchmal in Familien gefeiert, jedoch viel seltener als früher. Eines der größten Phänomene inoffiziellen Gedenkens in Belarus sind die zahlreichen Geschichten über am Krieg beteiligte Verwandte, die an diesem Tag in sozialen Netzwerken veröffentlicht werden – und diese Geschichten unterscheiden sich oft von offiziellen Versionen der Erinnerung.

Gibt es länderspezifische Besonderheiten beim Gedenken an das Ende des Krieges, von denen wir in Deutschland nichts wissen?

Es gibt natürlich Unterschiede zwischen der Erinnerungskultur über den Zweiten Weltkrieg in Deutschland und Belarus und diese Unterschiede sind bekannt und naheliegend: In Belarus spricht man über den Sieg, nicht über die Niederlage. Das Ende des Zweiten Weltkrieges im September 1945 wird in den belarussischen Medien wenig diskutiert, der Schwerpunkt liegt auf der Kapitulation Deutschlands im Mai 1945. Es gibt eine Reihe von Themen, die in der offiziellen Propaganda und den Geschichten über das Kriegsende unpopulär sind: das Verhalten der sowjetischen Truppen in den eroberten Territorien, die europäische Nachkriegsordnung (Neuziehung der Grenzen) und der Beginn des Kalten Krieges; auch die Probleme der Nachkriegszeit innerhalb der UdSSR sind kein Thema.

Alexej Bratotschkin ist Historiker und Leiter des Bildungsprogramms *Public History* am European Liberal Arts College in Belarus und Referent von ASF-Seminaren in Minsk.

Das Foto stammt aus der Ausstellung »Leben nach dem Überleben« und zeigt den Shoah-Überlebenden Georg Shefi mit seiner Familie in Israel.
© Helena Schätzle für AMCHA-Deutschland e.V.

Eine gegenwärtige Vergangenheit. Oder: Was hat die Shoah mit mir und meiner Gegenwart zu tun?

Es ist eine wiederkehrende Frage: Was hat die Shoah mit mir und meiner Gegenwart zu tun? Im Kontext meines Wirkens für *AMCHA*, der humanitären Hilfsorganisation für Überlebende der Shoah und ihrer Nachkommen, ist die Antwort: Die Shoah ist Teil unserer Gegenwart, weil es noch Zehntausende von Menschen gibt, für die die Erfahrungen in der Shoah Teil ihres Lebens sind. Allein bei *AMCHA* hat sich die Zahl der Hilfesuchenden, davon vorwiegend Überlebende der Shoah, in den letzten zehn Jahren auf 20.000 Menschen pro Jahr mehr als verdoppelt. *AMCHA* unterstützt sie in Psychotherapien und mit sozialen Angeboten dabei, mit den traumatisierenden Erfahrungen weiterzuleben. Diese humanitäre Sicht ist geprägt vom Wissen um die Wirkung von Vergangenheit auf das Hier und Jetzt. Vielleicht lässt sich aber fragen, welche Funktion die Erinnerung an die Shoah 75 Jahre nach der Befreiung und für die Zukunft eigentlich haben soll. Aus dieser Perspektive lassen sich drei Einwände auf gegenwärtige Diskussionen formulieren.

1

Seit 15 Jahren höre ich, dass es nun die letzten Überlebenden sein könnten, die an den Gedenkveranstaltungen teilnehmen. Während der Kampf um Anerkennung und ein Mindestmaß an Gerechtigkeit und Würde für die Opfer der Shoah Jahrzehnte dauerte und bis heute Lücken der Entschädigung zu konstatieren sind, verstellt dieses wiederum bereits jahrelange Mantra vom Aussterben der letzten Zeitzeug*innen den Blick auf die Notwendigkeit gegenwärtiger Verantwortung für die noch etwa 350.000 Überlebenden der Shoah weltweit. In beiden Fällen bleiben die gegenwärtigen Bedürfnisse von Überlebenden und ihre Präsenz in unserer Gegenwart ungenannt – es ist ein steter Kampf und Überzeugungsprozess, dafür zu sorgen, dass unsere Gesellschaft Verantwortung für sie übernimmt. 40 Jahre dauerte es, bis verfolgte Sinti und Roma als NS-Verfolgte anerkannt wurden, für als »Asoziale« und »Berufsverbrecher« Verfolgte gar 75 Jahre. Die Perspektive, dass die Shoah in der lebendigen Erinnerung zu einem Abschluss kommen könnte, verstellt auch die Wahrnehmung von Bedürfnissen der Nachkommen von Überlebenden. Die Verfolgungserfahrung der Überlebenden lässt sich unstrittig mit dem Hilfsbedürfnis vieler ihrer Kinder oder Enkel in unmittelbare Beziehung setzen.

2

Aus der Sorge heraus, dass die Zeitzeug*innen immer weniger werden, werden nun die neuesten Formen der technologischen Entwicklungen bemüht im Glauben, damit noch einmal mehr die Zeitzeug*innen der Shoah für die Ewigkeit festhalten zu können. Kostspielige und zeitintensive Formate wie Hologramme von Überlebenden provozieren dabei aber eher Fragen nach der Authentizität der Zeitzeugenschaft, die hier von künstlicher Intelligenz geleitet wird. Hier sind Überlegungen anzustellen, die in Zusammenhang mit der Entwicklung neuer Formate bisher ungenügend thematisiert wurden. Liegt die eigentliche Innovationskraft der Frage nach der Zukunft der Erinnerung nicht eher in der zukünftigen und in stetem Wandel begriffenen Funktion der Erinnerung, als im Update der Erinnerungsformen an die neuesten technologischen Entwicklungen? Was macht es etwa mit einer Erinnerungskultur an die Shoah, in der sich zunehmend vielfältige Stimmen äußern, die andere Erfahrungsräume aus dem familiären Kontext mitbringen? Und was macht es mit Erinnerungskultur, wenn sie durch Universalisierung, Verschleierung, Instrumentalisierung und Leugnung in Gesellschaften weltweit damit konfrontiert ist, dass ihre Inhalte in Frage gestellt und Anlass für politische Auseinandersetzungen werden. Zudem überlagert die Fokussierung auf prestigeträchtige neue Formate die notwendigen Reformen in der Vermittlung in den Regelstrukturen wie der schulischen Bildung.

3

Und schließlich verknüpfen sich die beiden ersten Punkte zu einem dritten: die Rolle der Überlebenden in unserer Gegenwart und für unsere Zukunft. Im Angesicht von Krieg, Antisemitismus oder Rechtsextremismus werden sie oft als moralische Instanzen gebraucht, die ein lebendiges Zeugnis davon ablegen sollen, wohin das Schlechte in der in der Welt, Hass, Gewalt und Hybris führen können. Eine solche Überhöhung von Überlebenden ignoriert ihre individuellen Bedürfnisse. Und sie reduziert sie und ihre Lebenserfahrungen auf die Zeit der Verfolgung. Zugleich werden so die vielfältigen Perspektiven und Schlüsse, die Überlebende auf ihre Zeit der Verfolgung wie auch auf den Umgang damit nach der Befreiung machten, pauschal zu einer Lehre reduziert. Was aber wären die Konsequenzen daraus, wenn Überlebende, denen wir begegnen, gar nicht unsere eigenen Bedürfnisse und Ziele teilten, etwa den Wunsch nach Versöhnung? Würden wir ihnen weniger zuhören, gar weniger mitfühlen?

Was hat also die Befreiung der Überlebenden 75 Jahre später mit mir zu tun? Die Antwort auf diese Frage liegt im eigenen Verständnis von Vergangenheit und ihrer Wirkung in die Gegenwart. Wir sollten anerkennen, dass es auch in zehn Jahren noch Menschen gibt, die durch die Shoah Verluste und Leid erlitten haben und die zum Teil bis heute an traumatisierenden Erfahrungen aus der frühsten Kindheit leiden. Oder deren Leben bis heute durch die Last ihrer Eltern und Großeltern geprägt ist, die sie mittragen.

Die Shoah ist Teil eines Prozesses, der nicht 1933 begann und 1945 endete. Ein dynamisches Verständnis der Wirkung von Vergangenheit würde die Funktion der Erinnerung stärker in den Blick nehmen als eine den neuesten Trends unterliegende Form. Sie würde vielmehr auch die Zeit nach 1945 betrachten, deren Strukturen bis heute wirken und eine vielfältige Erinnerung unter Einbeziehung der eigenen, familiären Erfahrungen mit Vergangenheit ermöglichen – oder eben nicht. Und der Blick auf den Umgang mit der Shoah, deren Zeugen auch die Nachkommen von Überlebenden sein können, würde sich dann mehr auf den strukturellen, fest verankerten Antisemitismus und Rassismus richten, der sich in Hass und Gewalt, Nichtanerkennung und fortdauernder Verfolgung äußert. Solch kritische Selbstbefragung einer Gesellschaft lässt die Frage, was hat die Shoah mit mir heute zu tun, nicht nur pauschal, sondern ganz individuell beantworten.

Lukas Welz war von 2005/2006 ASF-Freiwilliger in Jerusalem. Er begleitete Shoah-Überlebende und war in der Gedenkstätte Yad Vashem tätig. Seit 2012 ist er Vorsitzender von AMCHA Deutschland, einer Organisation zur Unterstützung psychosozialer Hilfe für Überlebende der Shoah und ihre Nachkommen (www.amcha.de).

Demonstranten in Erfurt nach der Wahl von Thomas Kemmerich (FDP) zum Ministerpräsidenten.
© Imago Images/IPON

Der kalte Hauch von Weimar

Ein Kommentar

Vom 5. Februar bis zum 4. März 2020 war eine halbe Ewigkeit der von der AfD, der CDU und der FDP gewählte Ministerpräsident Thomas Kemmerich in Thüringen geschäftsführend im Amt. Die radikalste Version einer weithin rechtsextrem-radikalnationalistischen AfD hatte einen Coup gelandet, der nachhallt und von dem Chefberater Höckes, Götz Kubitschek, feixend gefeiert wurde. Das gegenwärtig in der extremen Rechten einflussreichste Trio Höcke-Kalbitz-Kubitschek war selbst überrascht, wie schnell sich das Parlament in Thüringen blockieren ließ und wie sehr die Demokratie lächerlich gemacht werden konnte. Dies rief die Erinnerung wach an Thüringen vor 90 Jahren, als damals die NSDAP mit in die Regierung gewählt worden war.

Erstaunlich war, wie leicht die AfD ihr Spiel mit den demokratischen Parteien spielen und gewinnen konnte. Vier Monate lang blockierte die Landes-CDU eine Lösung – während die Bundesspitze unentschlossen zusah. Sie unternahm nichts, um konstruktiv nach einer demokratischen Lösung zu suchen und folgte einem absurden dogmatischen Bild aus der Physik, das zu allem Überfluss das erste Mal in der extremen Rechten, der Schwarzen Front, aus der Weimarer Republik geschmiedet worden war: einem Hufeisen, deren extreme Enden einander nah seien und sich geradezu magnetisch anziehen würden. Dieses Bild verzerrte die gerade in Thüringen entgegengerichteten Haltungen der extremen Rechten einerseits und der demokratisch pragmatischen Linken andererseits bis zur Groteske. Immerhin wurden am Ende dieser halben Ewigkeit Anfang März die Stimmen aus der CDU lauter, die die Unterschiede markierten, vor der Gewaltrechten warnten (Laschet) und staatspolitische Verantwortung (Schäuble) einforderten.

Erst am 4. März ist es mit den vereinten Kräften der pragmatischen Linken um Bodo Ramelow und der neugewählten Fraktionsspitze in der Thüringer CDU, Mario Voigts, zu einem Stabilitätsabkommen für die Demokratie und zur Wahl eines Ministerpräsidenten gekommen. Selbst das erwies sich über Stunden an diesem historischen Tag als brandgefährliche Zitterpartie, die nicht ohne weitere taktische Schwenks zu gewinnen war. Am Ende standen ein historischer Kompromiss und die große zweite Chance für ein demokratisches Thüringen und darüber hinaus.

Es macht sprachlos, wie leicht die Berliner Republik selbst aus dem Tritt geraten ist – und dies ohne die Weimarer Bedingungen der Weltwirtschaftskrise, der schwachen Verankerung der Demokratie in den Einstellungen ihrer Bevölkerung und der Folgen der Niederlage im Ersten Weltkrieg.

Mehr noch: Es kam während dieser halben Ewigkeit des Thüringer Vakuums im Nachbarland in Hanau am 19. Februar 2020 zu einem der furchtbarsten rassistischen Attentate. Die Entfesselung von Ressentiments durch die extreme Rechte hat ein Klima forciert, das Alltag, Öffentlichkeit und Politik vergiftet und neue Gewalt nahelegt. Der Hanauer Attentäter folgte der paranoiden Vorstellung des »großen Austauschs«, der zum Untergang des eigenen Volkes führe. Es ist das »Ideologie«-angebot der extremen Rechten, nach dem Afrikaner und Asiaten mit »wohltemperierter Grausamkeit« (Höcke) zu Millionen des Landes verwiesen werden müssten.

Wenn es eine Lehre gibt, dann ist es die, dass die Legislative gerade in schwierigen Zeiten handlungsfähig sein muss und das heißt vor allem kompromissfähig. Die demokratischen Parteien müssen fähig sein, eine funktionsfähige Regierung zu wählen, die ihren Job macht und glaubwürdig auf die Beschwernisse und sozialen Probleme ihrer Bevölkerung antwortet, eben verantwortlich handelt. Die nicht nach rechtsextrem blinkt und nicht der Weimarer Gefahr der Anti-Demokraten erliegt, die das Trio um Höcke geradewegs anstrebt.

Wir werden sehen, ob diese Lehren aus Erfurt (und Weimar) auch in Berlin tatsächlich gezogen werden.

Hans-Joachim »Hajo« Funke ist Politikwissenschaftler. Er lehrte von 1993 bis zur Emeritierung 2010 am Institut für Politische Wissenschaften der Freien Universität Berlin. Sein Schwerpunkt liegt auf den Untersuchungen zu Rechtsextremismus und Antisemitismus in Deutschland.

Erinnerungskultur in Social-Media-Kanälen

© Pixabay

Was hier gepostet wird, kann solide Auseinandersetzung mit dem Holocaust nicht ersetzen, aber zumindest eine sinnvolle Ergänzung sein. Überlebende werden hier stark wahrgenommen, denn ihre Botschaften passen zu Social Media, sie sind klar und menschlich. Und der jüngeren Generation ist das Recht zuzugestehen, selber auszuhandeln, welche Ausdrucksweisen angemessen oder inadäquat sind – sagt die Journalismus-Professorin Katarina Bader im Gespräch mit Ute Brenner.

Ute Brenner: Frau Professor Bader, Sie haben 2010 das Buch »Jureks Erben. Vom Weiterleben nach dem Überleben« veröffentlicht, in dem Sie von der Begegnung mit dem Auschwitz-Überlebenden Jerzy Hronowski erzählen. Jurek hat sich oft die Frage gestellt, was es nützen soll, wenn er von Auschwitz erzählt, weil er selbst nur einen kleinen Ausschnitt zeigen kann. Dieselbe Frage stellt sich auch, wenn Geschichte – 75 Jahre nach Kriegsende – in Social-Media-Kanälen erzählt wird: Was soll es nützen, in kleinen Häppchen so ein schwieriges Thema wie den Holocaust darzustellen?

Dr. Katarina Bader: Tatsächlich können Sie in Social-Media-Kanälen nur sehr kleine Ausschnitte zeigen. Vor allem beim bei jungen Leuten sehr beliebten Kanal Instagram, aber auch bei Twitter können Sie nur kurze Auszüge erzählen. Allerdings ist es auch so, dass gerade über diese Ausschnitte oft lange nachgedacht wird. Sie können auf Instagram ein sehr dichtes Zitat in Kombination mit einem Bild oder mit einem kurzen Video posten. Das bildet natürlich nicht den Holocaust in seiner Gesamtheit ab, aber ein einzelnes Element kann zum Nachdenken anregen. Ich glaube, dass das in keiner Weise einen soliden Geschichtsunterricht oder einen Gedenkstättenbesuch ersetzen kann. Es kann auch kein Ersatz für eine tiefe Auseinandersetzung mit dem Thema sein, aber dennoch kann es eine sinnvolle Ergänzung sein.

Sie haben 2018/2019 für die Internationale Jugendbegegnungsstätte in Auschwitz ein Social-Media-Projekt gemacht – wie sah das aus?

Die Idee war, dass die Gedenkarbeit in der IJBS Auschwitz, die seit vielen Jahren mit großer Unterstützung von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste geleistet wird, ins Internet verlängert werden sollte. Es ging uns darum, dass die Jugendlichen mit den Themen, die sie während ihres Besuchs in der IJBS diskutieren, in Kontakt bleiben: Auschwitz, der Holocaust, aber auch grundlegende Fragen zu Menschenrechten, Antisemitismus, Rassismus und Ausgrenzung – und zwar dadurch, dass sie Follower*innen des Instagram-Kanals der IJBS werden, den wir neu aufgebaut haben. Dadurch, dass die Jugendlichen auf Instagram aktiv sind, werden sie in ihrem eigenen Bekannten- und Freundeskreis zu Botschafter*innen der Begegnungsstätte. Viele der jungen Leute sind sogenannte Mikro-Influencer, die vielleicht ein paar hundert, vielleicht sogar über tausend Follower auf Instagram haben. Wenn diese einen Post der IJBS teilen, dann beschäftigen sich auch wieder andere mit diesem Thema. Dabei ging es uns nicht um Werbung: Die IJBS ist ohnehin meist voll. Es ging um die Inhalte, um die Botschaft.

Schienen und die ehemalige Rampe in Auschwitz ziehen viele Jugendliche an, gelegentlich werden hier auch Selfies gemacht – zu einem Gedenkstättenbesuch sollte eine Einheit gehören, die zeigt, wie man seine Erfahrungen auf Social Media angemessen teilt, dafür plädiert Katarina Bader. © Pixabay

ANGST UND HILFLOSIGKEIT, ETWAS FALSCHES ODER UNPASSENDES ZU SAGEN

Jede Generation sucht sich ihren eigenen Zugang zur Geschichte – wie ist Ihre Erfahrung mit ihren Student*innen, die 50 oder 55 Jahre nach Kriegsende geboren wurden: Welche Bedeutung haben da soziale Netzwerke?

Als ich mit Studierenden in der IJBS in Auschwitz war, habe ich gemerkt, dass es das Bedürfnis gibt, auch auf Social Media über das, was man dort erlebt, zu reden. Das ist ein Teil der täglichen Lebenswelt. Zugleich gibt es eine große Angst und Hilflosigkeit, etwas Falsches oder Unpassendes zu sagen.

Ansonsten ist der Zugang in meinen studentischen Projekten gar nicht so anders gewesen als zwanzig Jahre zuvor bei mir selbst. Der Ort Auschwitz hat eine große Wirkung und er hat keine kleinere Wirkung, dadurch, dass es nicht die eigenen Großeltern waren, sondern, wenn überhaupt, die Urgroßeltern. Die Wirkung des Ortes ist die gleiche, das Entsetzen darüber, was Menschen anderen Menschen antun können. Bevor ich selbst damals, mit 18 Jahren, zum ersten Mal in der Jugendbegegnungsstätte war, dachte ich: Ich weiß ganz viel über Auschwitz, bin fast übersättigt mit Informationen über die Shoah. Und plötzlich habe ich gemerkt, dass ich eigentlich ganz wenig verstanden hatte, dass ich vieles noch nicht wusste und noch nicht richtig eingeordnet hatte. Das ist bei den Student*innen heute ganz genauso. Der Unterschied bei den jungen Leuten heute ist, dass sie es gewohnt sind, alles, was sie denken, tun oder essen, über Social Media mit einer relativ großen Gruppe von Menschen zu teilen. Und da gab es ein Bedürfnis, das auch vor Ort zu tun.

Oft sind Social-Media-Posts von der Aufmachung her gewöhnungsbedürftig bis grenzwertig. Wenn man zum Beispiel bei Instagram-Storys blinkende Schriften und Emojis einfügt – passt das von der Darstellung her zu einem Thema wie dem Holocaust?

Wir dürfen unsere Ästhetik nicht eins zu eins den Jüngeren überstülpen. Natürlich, wenn da ein Smiley, von mir aus auch

weinend, durchs Bild hüpft, finde ich das auch befremdlich und unangemessen, aber wir müssen der Generation die Sprache ein Stück weit überlassen und auch die eigene Aushandlung darüber, was angemessen und unangemessen ist. Solange es keine Verletzung von Menschen darstellt, würde ich nicht zu viele Tabus aufbauen. Ein Grund, warum viele junge Menschen dieses Themas überdrüssig sind, ist deren Gefühl, sie können immer nur alles falsch machen. Weil es eine ständige Angst gibt, dass man gegen irgendetwas verstoßen könnte, und das verhindert eine echte und ehrliche Auseinandersetzung.

Was darf Gedenken in Social Media 75 Jahre nach Kriegsende?

Es gibt diese unguten Beispiele von Selfies von Touristen, die auf den Bahngleisen von Auschwitz balancieren. Man sollte nicht nur sagen, das ist die falsche Art, auf Social Media zu gedenken, sondern zu einem Gedenkstättenbesuch sollte heute auch eine kurze Einheit dazu gehören, die zeigt, wie man diese Erfahrung und seine Gedanken mit Freund*innen auf Social Media auf eine angemessene Art und Weise teilen kann. Das war auch Teil unseres Social-Media-Projekts für die IJBS, sich damit auseinanderzusetzen.

Wie verändert diese Art von Bildern, wie Selfies auf den Bahngleisen, die weltweit im Internet verbreitet werden, die Erinnerungskultur?

Diese Selfies verändern die Erinnerungskultur erstmal gar nicht so sehr. Ich verstehe das Entsetzen über solche Selfies, aber ich glaube, dass man das gleichzeitig nicht so hochhängen sollte. Jurek hat einmal zu mir gesagt: Der Ort Auschwitz macht uns hilflos, Dich macht er genauso hilflos wie diese jungen Leute, die sich da gegenseitig fotografieren und es gibt unterschiedliche Arten, mit der Hilflosigkeit umzugehen. Das fand ich eine kluge Aussage. Es gibt immer wieder große Aufregung über Fehlverhalten wie ein Foto auf den Gleisen. Ein solches Fehlverhalten bringt die Gedenkkultur aber nicht ins Wanken. Ich wünsche mir manchmal, dass man eher positive Wege findet, wie junge Menschen einen Zugang finden können, ihre Gefühle auch auf Social Media auszudrücken, und dass man lieber konstruktiv daran arbeitet, als dass man nur darauf starrt, was alles schiefgehen kann.

Was angemessen ist, wird nie definitiv zu entscheiden sein. Es gab zum Beispiel den Holocaust-Überlebenden, der mit seiner Familie aus Australien an Orten der Vernichtung auf das Lied »I will survive« getanzt hat. Das war ein viraler Hit bei YouTube. Das war umstritten, aber ich würde mir niemals anmaßen, zu einem Überlebenden zu sagen, Du darfst so nicht gedenken und den Triumph deines Überlebens nicht mit deiner Familie auskosten. Es ist in vielen Fällen immer wieder Aushandlungssache, wo die Grenze verläuft.

Welchen Mehrwert können solche neuen Formen des Gedenkens haben und können sie die Erinnerungskultur positiv voranbringen?

Die Erinnerung funktioniert auf Social Media eher auf der emotionalen als auf der kognitiven Ebene. Aber natürlich kann die emotionale Ebene auch einen Zugang schaffen. Was ich in letzter Zeit sehr stark beobachtet habe, ist, dass die Überlebenden auf Social Media stark wahrgenommen werden, mit ihrer Botschaft, ihrer Interpretation, ihrem Vermächtnis. Das liegt daran, dass das genau zu Social Media passt. Überlebende transportieren eine sehr persönliche, klare und menschliche Botschaft.

Prof. Dr. Katarina Bader lehrt an der Hochschule der Medien in Stuttgart Online-Journalismus. Sie forscht zu Wechselwirkungen zwischen Medien und Politik im Zeitalter des Internets, Journalismus im Wandel sowie zu Desinformation im Internet. 2010 veröffentlichte sie das Buch »Jureks Erben«, eine Biographie des Auschwitz-Überlebenden Jerzy Hronowski. 2017 wurde sie mit dem »Deutsch-Polnischen Journalistenpreis« ausgezeichnet.

Ute Brenner, Historikerin, Redakteurin und Social-Media-Managerin, Referentin für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste.

Experimentieren mit neuen Technologien – versus rote Linien. Viele offene Fragen warten auf Entscheidungen

Als angesehener Professor für Pädagogik an der School of Education and Social Policy der Northwestern University und am Crown Family Center for Jewish and Israel Studies ist Danny M. Cohen auf das Thema Erinnerung an den Holocaust und die Gestaltung der Menschenrechtserziehung spezialisiert. Hier legt er dar, wie so etwas gehen kann.

Ganz real auch heute noch zu betrachten sind Überreste des Grauens – Schlafraum und Krematorium – in Theresienstadt.

WÄHLE DEINE EIGENE HOLOCAUST-ERINNERUNG

In der pädagogischen Vermittlung des Holocaust hat die Zukunft bereits begonnen. Dies sei zunächst an einem Beispiel verdeutlicht.

Am Küchentisch seiner Familie hatte Michael sein Coming-out vor seinen Eltern. »Welchem Teil der Geschichte wollt ihr folgen?«, frage ich eine Gruppe von Highschool-Schülern.

Die Antworten fallen sehr unterschiedlich aus. Die Blicke der Schülerinnen und Schüler springen zwischen den beiden Schaltflächen auf dem Bildschirm hin und her.

»Sollen wir ›MEINE MUTTER‹ oder ›MEIN VATER‹ nehmen?«, frage ich sie.

Die Schülerinnen und Schüler stimmen per Handzeichen ab: MEINE MUTTER. Ich lasse die Gruppe laut einen Bericht von *Unsilence* aus der Reihe »Choose-your-own-pathway« vorlesen, der auf Interviews mit Michael Bauer basiert, dem schwulen Sohn

der Holocaust-Überlebenden Temcia und Mojsze. Ich klicke auf die Schaltfläche und bitte einen Schüler, den nächsten Abschnitt von Michaels Aussagen vorzulesen.

»Meine Mutter sagte zu mir: ›Ich bedaure, dass du überhaupt geboren wurdest.‹«

Einige der Schüler schnappen nach Luft.

»Lies weiter«, sage ich.

»›Ich bedaure, dass du überhaupt geboren wurdest.‹ Sie sagte das oft, zu verschiedenen Gelegenheiten. Meine Mutter – dazu muss man verstehen, dass die Überlebenden der Ghettos und Konzentrationslager der Nazis nicht wussten, ob sie überleben würden. Und nachdem sie dann überlebt hatten, versuchten viele, sich ein neues Leben mit Kindern und Enkelkindern aufzubauen. Viele von uns Kindern dieser Überlebenden tragen die Namen von ermordeten Verwandten. Ich nahm meiner Mutter mit meinem Coming-out etwas weg, das für sie unglaublich bedeutsam war.«

Die Schüler denken über Michaels Worte nach. Wir sprechen über die Absicht der Nazis, zu verhindern, dass Juden sich fortpflanzen. Wir diskutieren über posttraumatischen Stress bei den Überlebenden von Völkermord. Und wir reden über Traumata, die von einer Generation zur nächsten weitergegeben werden.

Später springen wir dann noch einmal zurück und hören uns die Antwort von Michaels Vater an.

Ein anderer Schüler liest die Aussage von Michael vor: »Ich weiß auch noch, was mein Vater sagte. Das erste, was er sagte, war: ›Du musst sehr vorsichtig sein. Leute wie du hatten es in den Lagern am Schlimmsten von allen.‹ Er sprach von den homosexuellen Häftlingen. Ich hatte davon gehört, dass auch Homosexuelle unter den Opfern der Nazis gewesen waren, aber ich hatte bis dato noch nie so richtig darüber nachgedacht. Ich fand die Antwort meines Vaters liebevoll und beschützend.«

Wir analysieren die Geschichte von Michael. Ich leite das Gespräch der Schüler zu den verborgenen Stimmen und Tabus in der Geschichte des Holocaust. Wir diskutieren über Macht- und Opferhierarchien in den Lagern der Nazis und die gegenseitige Wahrnehmung der unterschiedlichen Opfergruppen – in diesem Fall also von jüdischen Häftlingen, die Grausamkeiten gegenüber homosexuellen Häftlingen mitbekamen.

Bei meiner Bearbeitung von Michaels Geschichte, die unter dem Namen »The Son« bei *Unsilence* (www.unsilence.org/the-son) kostenlos erhältlich ist, wurde ich von den »Choose-your-own-adventure«-Büchern inspiriert, die ich als Kind gelesen hatte. Dort musste man selbst entscheiden, wie die Geschichte weitergehen sollte. Indem ich die Geschichte von Michael als eine Reihe von Entscheidungen darstellte, wollte ich bei den Schülern einen Sinn für das Handeln der Beteiligten wecken – indem sie gewissermaßen auf dem Stuhl des Regisseurs Platz nahmen. Die Geschichte hat eine einfache Struktur. Sie ist nur auf die Aussage von Michael aufgebaut. Die Schülerinnen und Schüler wählen die Fragen, Themen und Richtungen aus, die sie erkunden wollen.

MIT HOLOGRAMMEN LASSEN SICH ECHTE GESPRÄCHE ZUM BEISPIEL MIT HOLOCAUST-ÜBERLEBENDEN SIMULIEREN – WELCHES SIND WOMÖGLICH POSITIVE ODER AUCH NEGATIVE EFFEKTE?

Diese Art, sich durch die Geschichte von Michael zu bewegen, hat in pädagogischer Hinsicht Ähnlichkeit mit den Hologrammen, die in einigen Einrichtungen auf der ganzen Welt installiert werden, und in denen Überlebende zu Wort kommen. Das Illinois Holocaust Museum hat damit angefangen. In einem abgedunkelten Raum interagieren Schülergruppen und Besucher mit Hologrammen, die sprechen und sich bewegen. Die Schüler können Fragen stellen. Raffinierte Algorithmen sorgen dafür, dass die in den Raum projizierten Überlebenden antworten. So wird ein echtes Gespräch zwischen ihnen und den zukünftigen Generationen simuliert, das schon in wenigen Jahren unter Lebenden nicht mehr möglich sein wird.

Wir haben uns eine Reihe von Fragen gestellt: Sind diese interaktiven Erfahrungsberichte effektivere Lernmittel als die traditionellen Filme, die man sich nur anschaut? Führt diese Technologie zu einer Trivialisierung der Erlebnisse von Holocaust-Überlebenden? Bedient sie die Sensationslust? Geht dabei im Vergleich zur schriftlichen Überlieferung die Unmittelbarkeit verloren? Oder rechtfertigen das Entsetzen, die Fragen und die Neugier, zu der sie die jungen Schüler inspiriert, den Einsatz dieser kostspieligen Technologie?

Es wird nicht mehr lange dauern, bis Virtual Reality Einzug in die pädagogische Bearbeitung des Holocaust halten wird. Wir werden dann zum Beispiel Headsets aufsetzen und uns von Überlebenden durch die Schauplätze des Nazigrauens führen lassen können, während sie ihre Geschichten erzählen. Aber was kommt dann? Und woran werden wir merken, wenn wir dabei zu weit gehen? Wo zieht man da die rote Linie? Oder ist gerade das ständige Experimentieren mit solchen Technologien wichtig, um die Erinnerung an den Holocaust zu erhalten? Wir haben darauf – noch – keine Antworten. Aber wir werden bald einige Entscheidungen treffen müssen.

Dr. Danny M. Cohen ist Erziehungswissenschaftler, Entwickler von pädagogischen Projekten und Schriftsteller. Er ist der Gründer der gemeinnützigen Organisation *Unsilence* und Autor des »Choose-your-own-pathway«-Rätsels »The 19th Window« sowie des historischen Romans »Train«, der als Eröffnungstext des nationalen *Teacher Fellowship Program* des United States Holocaust Memorial Museum ausgewählt wurde. Außerdem ist er Sänger der Folk-Rock-Band »They Won't Win«.

Digitale Angebote erobern sich ihren Platz in der Erinnerungsarbeit – und provozieren ethische Diskussionen

Digitalisierung hält Einzug auch in die Erinnerungsarbeit. Nicht alle finden das gut. Zugleich haben aber bereits viele Holocaust-Überlebende ihre Antworten auf Fragen zu ihrem Leben aufzeichnen lassen – nach ihrem Tode werden womöglich einmal täuschend echte Hologramme an ihrer Stelle auf Fragen antworten. Eines zumindest ist klar: Es gilt, sich mit ethischen Fragestellungen hierzu zu befassen.

»Frau Lasker-Wallfisch, wo sind Sie geboren?« »In Breslau. Das gehörte damals zu Deutschland. Heute gehört es zu Polen und heißt Wrocław.«, antwortet sie. Anita Lasker-Wallfisch antwortet aber nicht direkt, es antwortet ein digitales interaktives Zeitzeugnis. Seit Februar 2020 können Besucher*innen, bezeichnenderweise im Berliner Technikmuseum und nicht etwa in einer Gedenkstätte, Frau Lasker-Wallfisch Fragen stellen. Dazu, wie sie von den deutschen Nationalsozialisten als Jüdin verfolgt wurde, zu ihrer Deportation ins KZ Auschwitz, ihrem Überleben als Cellistin im Frauenorchester von Auschwitz[1] und ihrer Befreiung im April 1945 aus Bergen-Belsen, aber auch ihrem Leben nach dem Kriegsende und ihrer Auswanderung nach England.

Die Besucher*innen stellen Fragen und per Computer wird aus einer Datenbank die bestpassende zuvor aufgezeichnete Antwort ausgewählt. Anita Lasker-Wallfisch gehört zu den ersten Zeitzeug*innen, die sich für das Programm *Dimensions in Testimony* interviewen ließen. Schon im Jahr 2015 wurden ihre Antworten in Englisch aufgezeichnet, ihre im Frühjahr 2019 aufgenommenen Antworten sind nun das erste Zeugnis in deutscher Sprache. Aufgenommen, um die Erinnerung zu bewahren, den Holocaust auch in Zukunft nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, so die Motivation, die von den bisher am Projekt beteiligten Zeitzeug*innen oft genannt wird.

In der Pressemitteilung zur Vorstellung des ersten deutschsprachigen digitalen interaktiven Zeitzeugnisses von Anita Lasker-Wallfisch finden sich viele Erklärungen zur technischen Funktionsweise. Aber es wird auch auf die ethischen Herausforderungen und den pädagogischen Nutzen eingegangen. Betont wird, dass das Angebot die Zeitzeug*innen nicht ersetzen kann, ebenso wenig die klassischen Dokumentationsformen der Zeugnisse der Überlebenden wie Buch und Film. Die Nutzer*innen sollen durch die Simulation eines »Gesprächs«, eines »Dialogs« direkt und emotional angesprochen und aktiv eingebunden werden.

Vermittler*innen im Bereich Gedenkstättenpädagogik setzen sich mit technischen Innovationen auseinander, wie beispielsweise im Rahmen des bundesweiten Gedenkstättenseminars »Herausforderungen des Digitalen für Gedenkstätten und Dokumentationszentren«. Denn trotz der Befürchtungen und Herausforderungen, die neue technische Entwicklungen mit sich bringen, bieten sie auch Chancen. Viele digitale Angebote werden in der Vermittlung genutzt, um beispielsweise Menschen zu erreichen, die die Gedenkstätten nicht besuchen können, etwa in Form von Online-Unterrichtseinheiten wie auf http://auschwitz.org/en/education/e-learning oder virtuelle Touren wie http://panorama.auschwitz.org. Aber auch Formate wie Augmented Reality werden genutzt, um die Spuren der Geschichte und damit die Erinnerung für Besucher*innen sichtbar zu machen.[2]

Leitgedanke bei der Prüfung des Einsatzes technischer Innovationen und neuer digitaler Angebote sollte aber immer sein: Nicht alles, was technisch möglich ist, ist auch sinnvoll – die Möglichkeiten und Grenzen digitaler Angebote müssen sorgfältig abgewogen werden. Die ethischen Herausforderungen und der pädagogische Nutzen müssen diskutiert werden, bevor der Einsatz neuer digitaler Angebote zur reinen technischen Spielerei wird.

Judith Hoehne-Krawczyk arbeitet seit 2012 als Leiterin der Projekte von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste und stellvertretende Leiterin der Bildungs- und Programmabteilung in der Internationalen Jugendbegegnungsstätte in Oświęcim (Auschwitz) in Polen.

1 Die Lebensgeschichte von Anita Lasker-Wallfisch ist nachzulesen: Lasker-Wallfisch, Anita (2001): Ihr sollt die Wahrheit erben. Die Cellistin von Auschwitz – Erinnerungen. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag.

2 Das ehemalige jüdische Leben in Oświęcim vor dem Zweiten Weltkrieg – als über die Hälfte der Einwohner*innen Juden und Jüdinnen waren, und von dem heute nur noch wenige Spuren zeugen – wurde im Jahr 2018 von 13 Jugendlichen aus sechs Ländern im Sommerlager in Oświęcim/Auschwitz mithilfe der Website www.future-history.eu/de bzw. deren App sichtbar gemacht. Sie recherchierten historisches Bildmaterial zu Synagogen und dem ehemaligen jüdischen Leben in Oświęcim, erstellten Bilder aus der gleichen Perspektive und publizierten diese mit den Ortskoordinaten in einer speziellen Datenbank, die dank Augmented-Reality-Technik den historischen Vergleich mit der heutigen Situation aus identischem Blickwinkel auf dem Smartphone ermöglicht.

Berichte der Freiwilligen

Sie schildern aus verschiedenen Ländern ihre Eindrücke zur Vorbereitung des 75. Jahrestages des Kriegsendes.

Einblick in die ganze Bandbreite der Gefühle bei ehemaligen Zwangsarbeiter*innen zum Ende des Krieges

Während meines Friedensdienstes im Arolsen-Archiv, dem Internationalen Zentrum über NS-Verfolgung in Bad Arolsen, arbeite ich oft mit den persönlichen Gegenständen von ehemaligen Zwangsarbeiter*innen, die nach Deutschland verschleppt wurden. Unter anderem gibt es viele Briefe, die mit ihrer Aufrichtigkeit zum Nachdenken über unsere Vorstellungen des Kriegsendes anregen. In diesen Briefen findet man die ganze Palette an Emotionen – von der fröhlichen Ungeduld, endlich in die Heimat zurückzukehren, bis zur Unsicherheit und Angst davor, was man im Heimatort sehen und erfahren könnte; von der Betrübnis über die Menschen, die man in Kriegszeiten verloren hat, bis zum unermesslichen Wunsch, ein neues Zuhause im Ausland zu finden, verstehend, dass man in der Heimat neue Verfolgung erleben wird, jetzt als vermeintlicher Verräter. Obwohl die Wahrnehmung des Kriegsendes so unterschiedlich war: Das Gefühl, das die Menschen verbunden hat, war die Hoffnung. Die Hoffnung, dass das Schrecklichste vorbei ist. Die Hoffnung, die darauf gründete, dass man schließlich eine Chance bekommen hatte, ein neues Leben anzufangen.

Mariia Ilkiv aus Lwiw, Ukraine, 25 Jahre alt, leistet einen Friedensdienst im Archiv des Internationalen Zentrums über NS-Verfolgung in Deutschland, Bad Arolsen, ab.

Stolz auf die Nation am »Tag des Sieges« in Moskau

»An diesem Tag werde ich wohl auch dieses Jahr wieder nicht meine Wohnung verlassen.« Der erste Satz der Antwort meiner Freundin, als ich sie ansprach, auf diesen ganz unterschiedlich bewerteten und doch zugleich wichtigen Tag in der russischen Kultur. Sie spricht dabei von einer Stadt, die jedes Jahr mit noch mehr Militarismus, Patriotismus und all den nur schwer zu ertragenden anderen -ismen aufwartet. Eine Stadt gänzlich durchtränkt von Blau-Weiß-Rot und geprägt durch Panzer, die die Straßen zerstören.

Während mit diesem 9. Mai, День Победы, dem Tag des Sieges, sich für die Regierung unter Putin einmal mehr die Gelegenheit bietet, die Menschen Russlands in einen gemeinsamen, gleichen und ebenmäßigen Strom zu bewegen, bewegt dieser zweifelhafte Nationalstolz wohl nicht nur meine Freundin, sondern viele Menschen dazu, zuhause zu bleiben – all jene, die es bevorzugen, lieber für ein freieres und demokratisches Russland auf die Straße zu gehen.

Ein Tag Anfang Mai, sollte er doch eigentlich den Sieg über den Faschismus zelebrieren und an die Befreiung von dem unmenschlichen NS-Regime erinnern, ist die gegenwärtige Abstraktion dessen in Russland doch scheinbar nur allzu fraglich. Und während all dessen sitze ich hier, in einem der vielen Büroräume der Menschenrechtsorganisation *Memorial International* in Moskau. In jedem Fall, diese Zeit hier wird mich für mein Leben geprägt haben.

David Ernst kam vor sechs Monaten in die Hauptstadt Russlands, in der er sich bereits nach drei Tagen zuhause fühlte. Nach seiner Rückkehr will er Deutsch für das Lehramt, Kunstgeschichte oder Sozialwissenschaften aufnehmen.

Von der Herausforderung, die richtigen Worte im Gespräch mit den Überlebenden zu finden

Ich denke, dass die Gedenkveranstaltung zu »75 Jahre Kriegsende« das wichtigste Ereignis meines Freiwilligenjahres in der Gedenkstätte Neuengamme sein wird. Und ich bin sehr gespannt auf das Zusammentreffen mit Überlebenden und ihren Angehörigen. Dafür bereiten wir in der Gedenkstätte viel vor. Zusammen mit meiner Kollegin Anna Riaba werden wir einige Gäste begleiten. Das ist eine große Verantwortung für uns beide. Eine der größten Herausforderungen für mich ist, den richtigen Weg zu finden, wie wir mit unseren Gästen sprechen. Dabei geht es nicht um kulturelle Unterschiede, sondern um die traumatische Erfahrung, die die Überlebenden zu überwinden hatten. Wie können wir mit ihnen und ihren Familien über den Zweiten Weltkrieg sprechen? Für mich ist es besonders schwierig, wenn es um Konzentrationslager geht, weil die Menschen dort ihre Menschlichkeit unter unmenschlichen Bedingungen retten mussten.

Auch jetzt fällt es mir schwer, darüber zu schreiben, weil ich Angst habe, die falschen Worte zu wählen, und wie werde ich mich bei der Gedenkveranstaltung fühlen? Aber ich weiß, dass ich auch voller Dankbarkeit sein werde. Denn an den Ort zurückzukommen, der mit der wahrscheinlich schrecklichsten Erfahrung im eigenen Leben oder im Leben von Angehörigen verbunden ist, ist sehr tapfer.

Es ist sehr wichtig, diese Verknüpfung zwischen den Generationen im Prozess des Gedenkens herzustellen und zu erhalten. Nur gemeinsam können wir die Erinnerung an dieses grauenhafte Kapitel der Menschheitsgeschichte bewahren. Dass diese Arbeit notwendig ist, braucht angesichts der derzeitigen Lage in der Welt keine weitere Erklärung.

Alexandra Egorenko ist im Deutschlandprogramm von ASF als Freiwillige in der KZ-Gedenkstätte Neuengamme und bei dem Verein *Solidarische Hilfe im Alter* in Hamburg tätig. Sie kommt aus St. Petersburg und hat einen Bachelor in Geschichte sowie einen Master in Vergleichender Literaturwissenschaft.

Der Krieg und seine Erfahrungen im Versteck sind nie Thema

Einmal im Monat besuche ich einen Holocaust-Überlebenden. Dabei sind der Krieg und seine Erfahrungen im Versteck eigentlich fast nie Thema. Seine ganze Geschichte hat er mir zum ersten Mal im Januar als Übung erzählt, weil er demnächst vor einer Schulklasse spricht. Er hat von seinen ganz persönlichen Erfahrungen, von dem, was er im Krieg, aber auch unmittelbar nach der Befreiung der Niederlande durchmachen musste, erzählt. Am Ende sagte er: »Nach dem Krieg habe ich die Deutschen so sehr gehasst. Natürlich, ich war ein Kind und sie hatten mich vier Jahre von meinen Eltern getrennt.« Weiter erzählte er, dass es ihn Jahre gekostet hat um zu verstehen, dass es ja auch in Deutschland eine neue Generation gibt, die keine Schuld trifft. Diese Erkenntnis finde ich sehr bewundernswert, denn es zeugt von ungemeiner Größe, dies durch alle schlimmen Erfahrungen und Traumata hindurch erkennen zu können. Nun, 75 Jahre nach dem Kriegsende, bin ich bereits die siebte ASF-Freiwillige, die ihn regelmäßig besucht, etwas, womit er damals nie gerechnet hätte und worüber er jetzt stolz erzählt.

Johanna Elfers ist Freiwillige im *Joods Cultureel Kwartier* in Amsterdam.

Der Begriff Erinnerungskultur ist in den USA eher unbekannt – das Kriegsende bedeutete für viele einfach Neuanfang

Der Super Bowl, das Finale der US-amerikanischen American-Football-Profiliga, ist wohl das größte Fernsehereignis in den USA – ein Kulturereignis, um das man als Freiwillige kaum herumkommt. Besonders bemerkenswert erschien es mir, dass vier 100-jährige Veteranen des Zweiten Weltkriegs dem Münzwurf vor Anfang der Partie beiwohnten. Und da sich das Kriegsende zum 75. Mal jährte, wurden sie feierlich geehrt.

Neben dem hohen Stellenwert von Veteranen*innen wird daran auch die ganz andere Wahrnehmung des Kriegsendes deutlich: In Gesprächen mit Zeitzeug*innen aus *Hebrew Senior Life* (HSL) oder mit Bekannten der jüdischen Gemeinde kristallisiert sich heraus, wie viele Familien von Immigrant*innen, Flüchtlingen oder Überlebenden nach 1945 in der Supermacht gegründet wurden – oft geprägt von Traumata, jedoch auch mit der Perspektive des Neuanfangs.

Veteranen beim Super Bowl sind für die deutsche Erinnerungskultur wohl eher befremdlich, jedoch gibt es das Wort Erinnerungskultur und somit auch das stille, mahnende Phänomen hier auch nicht, denn die Geschichtsreflektion ist durch eine patriotischere Herangehensweise und andere Inhalte bestimmt. Die meisten Gesprächspartner*innen fangen beim Stichwort »Ende des Zweiten Weltkrieges« an zu rechtfertigen, ob die Atombomben nötig waren und wie der Krieg ohne die USA ausgegangen wäre.

Clara Hellmann absolviert in Boston/USA ein Freiwilligenjahr in *Hebrew Senior Life*, einer jüdischen Einrichtung für Patient*innen mit Demenz. Dort wird sie am Memorial Day noch mehr Kriegsgedenken beobachten. Aufgewachsen ist sie in der Nähe von Hannover und möchte nach dem Friedensdienst Internationales Recht studieren.

Ich erlebe gerade den Wendepunkt in der Erinnerungskultur

Für mich als Freiwillige der Gedenkstätte Sachsenhausen bei Oranienburg in Brandenburg fingen die Vorbereitungen zum Gedenken an das Kriegsende erst im Januar an. Für uns ist das Kriegsende mit der Befreiung gleichgesetzt. In diesem Jahr ist der 75. Jahrestag der Befreiung Sachsenhausens. Ein großes Thema ist die Zukunft der Erinnerungskultur. Im Moment erlebe ich den Wendepunkt: Erinnerungen beginnen, Geschichte zu werden, da nur noch wenige Zeitzeugen leben. Aber die Wichtigkeit der Erinnerungskultur ist unbestritten; es werden jetzt mögliche Formen diskutiert.

Ich arbeite oft mit Austauschgruppen und Schulklassen. Ich freue mich, ihnen die Geschichte des Ortes zu erzählen. Was ich immer wieder sehe, ist, dass die Jugendlichen sich am meisten für Erinnerungen und Berichte interessieren. Statistiken, welche auch wichtig sind, können eben nicht erzählen, wie fürchterlich es war, im KZ zu sein. Deswegen versuche ich oft, über Einzelgeschichten zu reden, damit klar ist, dass die Häftlinge, die im KZ Sachsenhausen waren, Menschen waren und erst, nachdem sie festgenommen wurden, zu bloßen Nummern wurden.

Paige Harouse kommt aus den USA, wo sie Judaistik und Theologie studiert hat. Sie arbeitet als Freiwillige in der Gedenkstätte Sachsenhausen und bei *Hillel Base Berlin*.

»Inventur« – 75 Jahre Kriegsende

Günter Eich

Dies ist meine Mütze,
dies ist mein Mantel,
hier mein Rasierzeug
im Beutel aus Leinen.

Konservenbüchse:
Mein Teller, mein Becher,
ich hab in das Weißblech
den Namen geritzt.

Geritzt hier mit diesem
kostbaren Nagel,
den vor begehrlichen
Augen ich berge.

Im Brotbeutel sind
ein Paar wollene Socken
und einiges, was ich
niemand verrate,

so dient er als Kissen
nachts meinem Kopf.
Die Pappe hier liegt
zwischen mir und der Erde.

Die Bleistiftmine
lieb ich am meisten:
Tags schreibt sie mir Verse,
die nachts ich erdacht.

Dies ist mein Notizbuch,
dies meine Zeltbahn,
dies ist mein Handtuch,
dies ist mein Zwirn.

Die Theologen sagen »Umgang mit Niederlagen«, Günter Eich sagt »Inventur«. Inventur kommt vom lateinischen invenire, hineinkommen, auf etwas kommen und hat die inventio zur Folge, die Erfindung, Ermittlung, das Erfindungsvermögen. Mit Inventur kommt man auf etwas, zu einem Schlussstrich, zu einem Endpunkt, zu einer Bilanz, zu einer Erkenntnis, zu einer summa summarum, umgangssprachlich heute »...am Ende des Tages.« Der Schlusspunkt bringt ein Erkennen auf den Punkt, im Jetzt und Hier wird Punkt Null markiert. Der kann ein Anfangspunkt werden, denn in der Geschichte und in der Biografie gibt es keinen Nullpunkt, denn die Lebenslinien werden nicht unterbrochen, aber das Gedicht hat den Hang zum Punktuellen. So wurde »Inventur« von Günter Eich zu dem berühmten Null-Punkt-Gedicht, zu dem wir heute greifen; 1947 erstmals veröffentlicht, 1945/46 entstanden? – wir wissen es nicht.

Ich musste es im Latein-Unterricht lernen. »Omnia mea mecum porto«, alles, was ich besitze, trage ich bei mir; alle haben es bekannt: Cicero, Plutarch, Matthias Claudius und auch Günter Eich: Nichts ist mir geblieben, als was ich am Leibe trage – oder: Was wirklich zu mir gehört, das trage ich mit mir, das mitzunehmen, wird mir immer möglich sein. Oder: Was ich mit mir trage, ist kein Ballast, darin bilde ich mich ab, daran könnt ihr mich erkennen!

»Inventur« – heute ein Wort aus dem Handelsrecht, das schnell nach 1945 wieder viel zu regeln hatte; ein Wort der Buchhalter, für uns ein Wort für solche, die sich an Texte und Bücher halten!

Da steckt nichts Geruhsames drin wie etwa bei Hölderlins »Und Gewinn und Verlust waget ein sinniges Haupt wohl zufrieden zu Haus«, nein, im Gegenteil: Extrem schmale Lakonik setzt an zur unbeirrbaren Selbstwahrnehmung: Was ist geblieben am Tage Null?

Mir erzählte ein älterer Kollege, wie glücklich er war, als er das bewusstlose Trällerlied »Schwarzbraun ist die Haselnuss« nach 1945 so singen konnte wie vorher. Da gab es keinen Punkt Null, für wen gab es den überhaupt? Für einen nicht, Günter Eich. Er »verdichtet« den Nullpunkt ohne Jammerpathos, nein, die Quintessenz der Existenz wird hörbar. Die Inventur befördert als »Haben« schäbige Restbestände zu Tage, von »Soll« wird geschwiegen.

Ein »Du« gibt es in dieser Bilanz nicht, ein »Niemand« nur in unfreundlichem Kontext. »Natur« ist kein Resonanzraum, gegen die »Erde« wappnet er sich mit einer Pappe. Ein Gedicht, das vor sich hin spricht in ruppigen Vierzeilern, bei allen Worten fast eine Mitteilungsverweigerung. Gut, der Name ist wenigstens »geritzt« (zweimal), aber ist das Werkzeug des Ritzens, des Schreibens nicht äußerst aggressiv? »Ritzen« – wie der Anfang allen Schreibens … Die einzige Tätigkeit im Text ist das Schreiben. Letzter einsamer Widerstand? Und es sind zwei schöne Zeilen: »Tags schreibt sie mir Verse, die nachts ich erdacht« – so fing die Schöpfung an, Tag und Nacht.

Eich sagte einmal, 1953 (!), in einer »Rede vor Kriegsblinden«, »dass alles Geschriebene sich der Theologie nähert«. Das ist am Nullpunkt nicht viel und es ist sehr viel, ging doch das Tohuwabohu ihm voraus. Übersehen wir nicht das letzte Wort: »Zwirn«. Das Zerrissene, das Aufgelöste, das Getrennte muss wieder zusammengeflickt und miteinander vernäht werden. Das hebräische Wort für heilen, rafah, heißt in seiner ersten konkreten Bedeutung zusammenflicken, das Zelt ziehen, dass es wieder straff wird und hält. Erst in zweiter Ebene heißt rafah heilen. Wir erinnern Rafael, »Gott heilt«. Die katholischen Ärzte in der NS-Zeit verbanden sich im St. Rafaels-Verein.

75 Jahre seit dem Nullpunkt, wieder heißt es: Wo stehe ich? Was soll ich tun? Wohin gehe ich?

Im Text wird kein Weg gewiesen, wie auch nicht gesagt wird, was des Nachts gedichtet und des Tags aufgeschrieben wird. Nicht was, sondern dass geschrieben wird, ist die karge Botschaft.

Günter Eich bekam den Georg-Büchner-Preis 1959 und sagte über die Dichter: »Sie gehören alle der Ritterschaft von der traurigen Gestalt an, sind ohnmächtig und Gegner der Macht aus Instinkt. Und doch, meine ich, ist der Menschheit Würde in ihre Hand gegeben, indem sie rebellieren und leiden, verwirklichen sie unsere Möglichkeiten.« Sprach Eich von den Propheten, von den verspotteten Nachfolgern des jungen Mannes aus Galiläa?

»Inventur« – Dies ist meine Mütze, dies ist – wie geht es weiter … mit uns?

Anmerkung: Ich habe sehr viel gelernt aus der Arbeit des großen Germanisten Gerhard Kaiser: Zu Günter Eichs Gedicht »Inventur«, in: Olaf Hildebrand (Hrsg.) (2003): Poetologische Lyrik. Weimar: Böhlau Verlag. Der bedeutende Literaturwissenschaftler hatte ein lebhaftes Interesse an der biblisch-theologischen Ebene, das seine Sprache prägte. Ich verdanke ihr eine Fülle von Anregungen.

Wer sich theologisch dem Thema nähern will, greife zu: Einwürfe, hrsg. von Fr.-W. Marquard u. a. (Hrsg.) (1988): Einwürfe. Umgang mit Niederlagen, Band 5. München: Kaiser Verlag. Dort widmen sich Jürgen Ebach, Konrad Raiser, Klaus Wengst und Hans-Eckehard Bahr biblischen und zeitgeschichtlichen Niederlagen-Berichten.

Helmut Ruppel, Pfarrer und Studienleiter i. R., Presse- und Rundfunktätigkeit, seit 2007 in der Redaktion der »ASF-Predigthilfe«, www.helmut-ruppel.de

75 Jahre Kriegsende in Europa, 75 Jahre Sieg über den Faschismus – aktiv gegen das Vergessen!

Wie offen die Wunden liegen, wie sehr die Verbrechen des Nationalsozialismus die Leben der Überlebenden, der nachfolgenden Generationen und Gesellschaften weiterhin prägen, ist immer wieder thematischer Schwerpunkt der ASF-Sommerlager.

In diesem Jahr findet etwa ein Projekt mit Pflege- und Gartenarbeiten auf dem jüdischen Friedhof im Ort Podbořany (Tschechien) statt, der noch vor Beginn des Zweiten Weltkriegs von Deutschland besetzt wurde. Zwei weitere Sommerlager reisen nach Berlin, wo der deutsche Vernichtungskrieg seinen Ausgang und sein Ende nahm. Im Jugendsommerlager ab 16 Jahren in Berlin-Schöneweide begeben sich die Teilnehmenden in biografischer Arbeit auf die Spuren der Zwangsarbeiter*innen aus den besetzten Gebieten und setzen sich kreativ mit ihrer Geschichte auseinander. Im deutsch-israelischen Sommerlager kommen Jugendliche aus beiden Ländern zusammen. Während einer gemeinsamen Woche in Berlin und anschließend in Jerusalem (Israel) gehen sie Geschlechterbildern in Deutschland und Israel damals und heute nach.

Zu den ersten befreiten Städten Europas gehört Tuzla (Bosnien), wo das Sommerlager Erinnerungskulturen und Geschichtspolitiken auf den Grund geht. In St. Petersburg (Russland), Schauplatz der Leningrader Blockade, werden die Freiwilligen Überlebende der Belagerung im Alltag und bei leichten Renovierungsarbeiten unterstützen. Dieses Jahr zum ersten Mal finden die Sommerlager in Višķi (Lettland) und Žagarė (Litauen) statt. Sie widmen sich der Restauration, Dokumentation und Digitalisierung jüdischer Grabinschriften. Alle 19 Sommerlager, die sich auf interessierte Teilnehmende und helfende Hände freuen, findest Du auf **www.asf-ev.de/freiwilligendienste/sommerlager** zusammengestellt.

Durch die Corona-Krise kommt es zu Absagen und Verschiebungen. Sobald wir weiter planen können, kündigen wir das Programm auf unserer Webseite an.

Schriftstellerin Zofia Posmysz mit dem Orden des Weißen Adlers ausgezeichnet

Am 24. Januar 2020 wurde Zofia Posmysz in der Kanzlei des Präsidenten von Staatspräsident Andrzej Duda mit dem Orden des Weißen Adlers – dem höchsten und ältesten Ehrenzeichen der Republik Polen – geehrt. Die Auszeichnung wurde der Autorin »in Anerkennung herausragender Verdienste auf dem Gebiet der Wissensvermittlung über den Holocaust und das Martyrium der polnischen Häftlinge von deutschen Konzentrationslagern während des Zweiten Weltkriegs sowie für das durch künstlerische und schöpferische Tätigkeit abgelegte Zeugnis der Wahrheit über den nationalsozialistischen Völkermord« verliehen.

Die Schriftstellerin Zofia Posmysz engagiert sich seit Jahren für den deutsch-polnischen Versöhnungsprozess und trifft sich mit jungen Menschen aus aller Welt. Diese Begegnungen finden oft in der Internationalen Jugendbegegnungsstätte Oświęcim/Auschwitz statt, mit der Zofia Posmysz eng zusammenarbeitet. Sie ist auch Ehrenbürgerin der Stadt Oświęcim.

An der Zeremonie der Ordensverleihung nahmen neben Angehörigen und Freunden von Zofia Posmysz auch der Direktor der Internationalen Jugendbegegnungsstätte (IJBS), Leszek Szuster, sowie eine Delegation der Konrad-Adenauer-Stiftung teil. Die beiden Institutionen entwickeln seit 2011 gemeinsame Projektinitiativen anhand der Erzählung »Christus von Auschwitz« von Zofia Posmysz, unter anderem den historisch-literarischen Workshop für Jugendliche »Argument – Biographie. Menschliche Werte in einer unmenschlichen Welt«.

In ihrer 1959 entstandenen Erzählung »Die Passagierin« setzt sich die Autorin mit den eigenen Erfahrungen in Auschwitz auseinander. Der polnische Komponist Mieczysław Weinberg schrieb eine Oper auf Grundlage dieses Textes. Diese aber wurde erst 2010 in Bregenz uraufgeführt und kam kürzlich auch in Gera auf die Bühne.

Leszek Szuster ist seit mehr als 20 Jahren Direktor der internationalen Jugendbegegnungsstätte Auschwitz.

Als Kleinkind untergetaucht. Jack Eljon überlebte und wurde im März für seine Verständigungsarbeit geehrt.

V. l. n. r: Johannes Pfitzenmaier, Johanna Elfers, Jack Eljon, Barbara Schöpping.

Am 9. März 2020 wurde Jack Eljon in der deutschen Botschaft in Den Haag mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet. In seiner Laudatio begründete Botschafter Dirk Brengelmann die Verleihung mit dem besonderen und vielfältigen Engagement von Jack Eljon für die deutsch-niederländische Verständigung.

Jack Eljon wurde 1937 in Amsterdam geboren. Kurz nachdem die Besetzung begonnen hatte, tauchte die Familie in Schoorl unter. 1941 wurde Jack von seinen Eltern getrennt und für ihn begann eine Odysee von mehr als zehn Untertauchadressen. Jack und seine Eltern überlebten die Shoah und kehrten im Sommer 1945 nach Amsterdam zurück. Später eröffnete Jack Eljon einen Buchhandel. Mit seiner Frau Betty bekam er Zwillinge.

In Zusammenarbeit mit dem »Steunpunt Gastsprekers« vom *Herinneringscentrum Kamp Westerbork* spricht Jack Eljon seit nunmehr 15 Jahren als Zeitzeuge, vor allem in Schulen. Er engagiert sich auch in anderen Projekten zum Gedenken an die Shoah, wie zum Beispiel die »Offenen Jüdischen Häuser« in Haarlem oder das »Drei-Generationen-Gespräch« mit seinem Sohn und seiner Enkelin zum Totengedenktag am 4. Mai 2018 in Westerbork.

Brengelmann würdigte ebenso den Kontakt mit Aktion Sühnezeichen Friedensdienste in den Niederlanden. Seit 2013 besucht jeweils ein*e Freiwillige*r Jack zu Hause. Diese ASF-Freiwilligen helfen Jack mit kleinen Arbeiten im Haus oder im Garten. Aus manchen dieser Begegnungen sind Freundschaften entstanden.

In seiner Dankesrede zeigte Jack sich sehr beeindruckt von dieser Würdigung. Er machte deutlich, in welchen kleineren Schritten er erst in den 70er Jahren zusammen mit seiner Frau wieder Annäherung an Deutschland suchte. Die Begegnungen mit den Schulklassen und dass er seine Geschichte erzählen könne, dies erfülle ihn sehr, so Jack.

Jack Eljon hat im Mai 2018 zusammen mit seinem Sohn Raoul am 60-jährigen ASF-Jubiläum in Berlin teilgenommen.

Ehemalige Freiwillige engagieren sich in vielfältigen Aktionen am 27. Januar, dem Internationalen Holocaust-Gedenktag

Viele ehemalige Freiwillige, die sich nach ihrem Friedensdienst in Regionalgruppen organisieren, haben rund um den 27. Januar Veranstaltungen zum Gedenken durchgeführt. Unter anderem fanden in Berlin, Heidelberg und Freiburg Stolperstein-Putzaktionen statt, in Jena wurde zu einer Podiumsdiskussion eingeladen und die Münsteraner gedachten der Opfer mit der Teilnahme an einem Schweigemarsch.

Mehrere Regionalgruppen zeigten den eindrücklichen Dokumentarfilm »Der Balkon. Wehrmachtsverbrechen in Griechenland«, vom Verein *Respekt für Griechenland*, dessen Forderungen ASF unterstützt.

In der Friedenskirche der Stephanus-Stiftung in Berlin fand am 26. Januar ein Gottesdienst mit Dr. Dagmar Pruin statt, an dem auch zwei ehemalige Freiwillige beteiligt waren.

TERMINE

16. MAI 2020: ASF-Jahrestagung mit virtuellem Programm
Mehr Informationen unter www.asf-ev.de/jahrestagung

EIN JAHR IM AUSLAND: ASF bietet internationale Freiwilligendienste in Europa, USA und Israel an.
Bewerbungsschluss ist am 1. November 2020. Mehr Informationen unter www.asf-ev.de/freiwilligendienst

Wir trauern um

Jochen Kreyssig 1929 – 2020

Jochen Kreyssig (links) und Jeremy Issacharoff, Botschafter des Staates Israel, anlässlich der Yad Vashem-Ehrung für die »Gerechten unter den Völkern« an Johanna und Lothar Kreyssig am 30. Oktober 2018.
© Israelische Botschaft/Ruthe Zuntz

In stiller Trauer nehmen wir Abschied von Jochen Kreyssig, der am 2. Januar 2020 verstorben ist und im Familiengrab in Hohenferchesar beigesetzt wurde.

Jochen Kreyssig ist der zweitgeborene Sohn von Johanna und Lothar Kreyssig, dem Gründer von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste. Zwischen den Söhnen Peter und Uwe wurde Jochen am 2. Juli 1929 in Chemnitz geboren und wuchs in Brandenburg auf. Nach Aufenthalten in Köln, in Hessen und Bergisch-Gladbach kehrte er gemeinsam mit seiner Frau nach der Wende nach Brandenburg zurück. Jochen Kreyssig engagierte sich vielfältig und setzte sich, wo immer er konnte, für christliche, humanistische Werte ein.

Im Oktober 2018 nahm er stellvertretend für seine Eltern deren Ehrung als »Gerechte unter den Völkern« der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem entgegen.

Unser tiefes Mitgefühl gilt seiner Familie.

Andreas Kroneder, Beisitzer im ASF-Vorstand

Helga Sibaei-Budich 1940 – 2019

Helga Sibaei-Budich
© Archiv MDSM/IJBS

Am 25. Dezember 2019 ist Helga Sibaei im Alter von 79 Jahren in einem Berliner Pflegeheim gestorben. Ich will die langjährige ASF-Kollegin ins Gedächtnis rufen und dankend würdigen.

Seit 1982 organisierte sie in der Polen-Abteilung Einladungsprogramme für Überlebende der NS-Verbrechen. Mit hohem Einsatz entwickelte und pflegte sie über 30 Jahre enge persönliche Beziehungen zu ASF-Projektpartnern in Polen, ehemaligen KZ-Häftlingen und Mitarbeitenden in Gedenkstätten – auch zu ihren Familien.

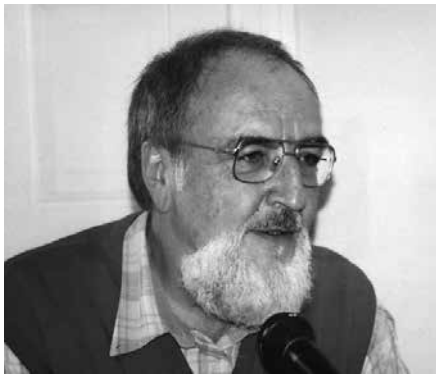
Bis zum Ende ihrer Dienstzeit 2012 organisierte Helga jährliche Besuchsprogramme, mit Unterstützung des Berliner Senats, in Zusammenarbeit mit der Gedenkstätte Deutscher Widerstand und mit tatkräftiger Hilfe aktueller oder ehemaliger ASF-Freiwilliger.

In meiner Erinnerung verschmelzen Helga und ihre polnischen Gäste an gemeinsamen glücklichen wie schweren Tagen in Berlin zu einer von gegenseitiger Liebe und Wertschätzung getragenen verschworenen Gemeinschaft.

Durch ihre Arbeit hat Helga Sibaei-Budich pathetische Formulierungen aus der Sühnezeichen-Gründungszeit wie »Brücken über Blut und Asche« (Buchtitel von Ansgar Skriver 1962) in lebensfrohe Alltagssprache übersetzt und bahnbrechende Schritte zur deutsch-polnischen Versöhnung möglich gemacht.

Bernhard Krane, Mitarbeiter in der Berliner ASF-Geschäftsstelle seit 1987, Referent für Archiv und Azubi-Programme

Wir trauern um
Volkmar Deile 1943 – 2020



Volkmar bei einer ASF-Diskussionsrunde.

Volkmar Deile ist am 2. April 2020 im Alter von 77 Jahren an den Folgen seiner Krebserkrankung gestorben. Wir trauern um einen wichtigen Wegbegleiter, der die Arbeit von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste seit den 70er Jahren leitend gestaltet und geprägt hat.

Volkmar Deile war von 1975 bis 1984 Geschäftsführer von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste. Er prägte für Aktion Sühnezeichen eine Theologie nach Auschwitz, die sich im christlich-jüdischen Gespräch, in der Arbeit gegen Antisemitismus und in der Orientierung an Frieden und Menschenrechten umsetzte. »Volkmar Deile ist es zu verdanken, dass die christlichen Wurzeln der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste in den 1980ern nicht in Vergessenheit gerieten«, so Vorstandsmitglied Gabriele Scherle.

Volkmar Deile initiierte und entwickelte die ASF-Predigthilfen, die noch heute erscheinen und stieß auch den Arbeitskreis Theologie an. Er repräsentierte ein politisches und theologisches Profil, das von ASF in die kirchliche und zivilgesellschaftliche Welt getragen wurde: auf Kirchentagen, Friedens-Festivals, in Gottesdiensten, Publikationen und Ansprachen.

Volkmar Deile steht für die Abrüstungs- und Friedensbewegung in den 80er Jahren in der Bundesrepublik Deutschland. 1981 rief ASF zur großen Friedensdemonstration im Bonner Hofgarten 1981 auf. Elisabeth Raiser, ehemalige ASF-Vorsitzende, erinnert sich an diese Zeit: »Volkmar Deile war für mich ein kluger, loyaler und in vielen Situationen unersetzlicher Freund. Ich hatte mit ihm in den Jahren der Friedensbewegung mehrere Gespräche über die richtigen Strategien für uns Frauen für den Frieden in Westfalen, wie wir unsere Mitmenschen für eine gewaltlose Friedenspolitik gewinnen wollten. Wir haben Volkmars Rat fast immer mit großem Gewinn befolgt.«

In seiner Zeit als Geschäftsführer musste er auch den Anschlag auf eine ASF-Gruppe 1978 in Nablus erleben, bei dem zwei junge Menschen getötet und fünf weitere schwer verletzt wurden. Volkmar begleitete die Freiwilligen und die Angehörigen.

Von 1990 bis 1999 war er Generalsekretär von Amnesty International. Nach seinem Ruhestand hat er von 2002 bis 2004 im ASF-Vorstand gewirkt.

Für viele Menschen bei ASF war Volkmar Deile jemand, an dem sie sich orientiert haben und der für eine besondere Ausrichtung der ASF-Arbeit stand. Er war mit seinem Engagement, mit seinen klaren, klugen und nicht dogmatischen Positionen für viele ein Vorbild. Man hatte immer das Gefühl, dass es ihm um die Sache geht, nie um seine Person. So erinnert sich auch Ulrich Frey, ehemaliger Geschäftsführer der *Aktionsgemeinschaft Dienst für den Frieden:* »Bis zu seinem Tode hatte ich Kontakt zu Volkmar als einem persönlichen großherzigen Freund, einem sensiblen Menschen in Zeiten des Umbruchs mit Ziel ›Umkehr‹, für die er in seinem Glauben gelebt hat. Sein Urteil war streng gegen sich und andere, konsequent und anleitend, aber nicht beherrschend.«

Volkmar Deile wird uns mit seiner Haltung, seiner theologischen und politischen Ausrichtung, mit seiner Verbundenheit und seiner warmen und treuen Freundschaft fehlen.

Unser tiefes Mitgefühl gilt seiner Frau und seinen Kindern.

Volkmar Deile (2. v. l.) auf einer Abrüstungskundgebung 1983 während des Deutschen Evangelischen Kirchentags in Hannover mit ASF-Geschäftsführer Wolfgang Brinkel (l.) und dem damaligen ASF-Vorsitzenden Kurt Scharf (2. v. r.).

»Ich möchte Jugendlichen das besondere Erlebnis eines Friedensdienstes mit ASF ermöglichen.«

Susanne Kühn war 1989/90 Freiwillige in den Niederlanden und fühlt sich bis heute eng mit Aktion Sühnezeichen verbunden. Sie hat kürzlich ASF als Begünstigte in ihr Testament aufgenommen. Katharina Gloe hat mit ihr über diese bewusste(n) Entscheidung(en) gesprochen – für den Freiwilligendienst und für Aktion Sühnezeichen Friedensdienste.

Susanne Kühn © privat

Katharina Gloe: Sie waren 1989/90 ASF-Freiwillige in den Niederlanden. Wie haben Sie diese Zeit erlebt und warum haben Sie sich für den Freiwilligendienst bei ASF beworben?

Susanne Kühn: Ich habe ein Jahr lang im Projekt »Samen wonen – Samen leven« in Rotterdam gearbeitet. Das Projekt war zweigeteilt: Ich habe im Büro zum einen den Versand von interkulturellen Unterrichtsmaterialen für Grundschulen unterstützt und zudem Stadtteilarbeit geleistet. Diese sah ganz unterschiedlich aus. So habe ich etwa mit marokkanischen Frauen Fahrradfahren geübt, mit Kindern eine Kinderzeitung herausgebracht und eine türkische Frauengruppe begleitet.

Auf ASF gebracht hat mich ganz zufällig ein Flyer in der WG-Küche. Die Entscheidung für ASF war aber dann ganz bewusst: Ich wollte Verantwortung tragen für mein Deutschsein und ein Sühnezeichen in die Welt schicken.

Welche Bedeutung hat der Freiwilligendienst für Ihren Lebensweg?

Der Freiwilligendienst war in vielerlei Hinsicht sehr prägend. Nach dem Dienst bin ich nicht zurückgegangen, jedenfalls nicht sofort. Ich habe noch weitere zehn Jahre in den Niederlanden verbracht und auch dort studiert. Meine Erfahrungen aus dem Dienst, Mehrsprachigkeit und interkulturelle Kompetenz, sind für mich zum Job geworden: Ich berate Erzieher*innen in Kitas.

Wie kam es zu der Entscheidung, ASF als Begünstigte in Ihr Testament aufzunehmen?

Da ich keine Kinder habe, habe ich schon früh in meinem Leben beschlossen, eine gemeinnützige Organisation in meinem Testament zu bedenken. Dabei habe ich mich gefragt, welche Organisation gibt mir ein gutes Gefühl, den Eindruck, dass nach meinem Tod etwas Sinnvolles mit meinem Eigentum passiert. Schlussendlich habe ich ASF ausgewählt, weil die Erfahrungen des Freiwilligendienstes und die Fragen, die ich mir dabei ganz persönlich gestellt habe, für mich so prägend waren. Ich möchte dazu beitragen, dass Jugendliche das Erlebnis haben können, sich an einem für sie fremden Ort zurechtzufinden, auf eigenen Beinen zu stehen und zum Sühnegedanken eine Haltung zu entwickeln.

Was raten Sie anderen Menschen, die eine gemeinnützige Organisation in ihrem Nachlass bedenken möchten?

Das ist eine sehr individuelle Entscheidung. Für mich war die Beratung durch Dagmar Pruin als Ansprechpartnerin von ASF sehr hilfreich. Das persönliche Gespräch klärte alle Fragen und gab mir die Sicherheit, dass bei ASF sorgfältig und wertschätzend mit meinem Eigentum umgegangen wird und dass individuelle Wünsche berücksichtigt werden.

Susanne Kühn ist Diplom-Pädagogin. Seit 2005 arbeitet sie selbstständig als Fortbildnerin. Gleichzeitig bietet sie fachliche Begleitung von Projekten zur Sprachbildung in Kitas und zur Sprachförderung in Eltern-Kind-Gruppen an. Seit 2010 arbeitet sie auch als Coach. Susanne Kühn hat Aktion Sühnezeichen Friedensdienste in ihr Testament aufgenommen.

Katharina Gloe ist ehemalige ASF-Freiwillige in Polen der Generation 2013/14 und als studentische Mitarbeiterin bei ASF im Referat für Presse-und Öffentlichkeitsarbeit tätig.

Mehr Information zum Erben und Vererben für den guten Zweck finden Sie hier: www.asf-ev.de/spenden/erben-und-vererben. Wir freuen uns über Ihr Interesse und stehen für ein persönliches Gespräch bereit.

Blick auf die Klagemauer in der Altstadt Jerusalems. Im linken Teil beten die Männer, abgetrennt durch einen Zaun im rechten Teil die Frauen.

»Heilige Schriften im Heiligen Land zwischen Zerstörung und Wiederaufbau«

Dialog-Studienreise nach Israel | 3.–14. November 2020

Der Tanach, das Neue Testament und der Koran sind nur ein Teil der Heiligen Schriften, die das Leben im Heiligen Land bewegten und weiterhin beeinflussen. Im Rahmen dieser Studienreise wollen wir diese und andere Schriften gemeinsam kennenlernen und diskutieren. Die Reise umfasst Exkursionen zu heiligen Orten, die Möglichkeit, verschiedene Liturgien mitzufeiern, sowie Seminareinheiten und Vorträge.

Folgendes Programm ist geplant*:
TAG 1: Anreise und erste Gesprächsrunde
TAG 2: Besichtigung des Museums zur Stadtgeschichte Jerusalems in der Zitadelle am Jaffator; Geschichte Jerusalems zwischen Zerstörungen und Wiederaufbau; Einführung in die Heiligen Schriften der drei monotheistischen Religionen
TAG 3: Seminareinheiten: Rabbinische und frühchristliche Theologie angesichts der Tempelzerstörung, mit Textbeispielen aus dem Midrasch Eicha (Klagelieder), Midrasch Rabba und Textbeispielen aus dem Neuen Testament
TAG 4: Einführung in den Shabbat; Nachmittag zur freien Verfügung; abends: Besuch eines Shabbat-Gottesdienstes und Shabbat-Essen
TAG 5: Begegnung mit Mitgliedern der Erlöserkirche und Studierenden des »Studium in Israel«; Vorbereitung einer Gedenkfeier zum Jahrestag der Reichspogromnacht; Zeit zur freien Verfügung
TAG 6: Besuch des Tempelberges/Al-Charam A-Sharif – umstrittener heiliger Ort zwischen vergangener und gegenwärtiger Pracht und endzeitlichen Erwartungen; Möglichkeit zum Gottesdienstbesuch; die Auferstehungs-/Grabeskirche – wechselvolle Geschichte des zentralen christlichen Heiligtums; das Jüdische Viertel und Stadtviertel in Westjerusalem – Entwicklungen und Brüche in der modernen Stadtgeschichte
TAG 7: Herzl-Berg und Yad Vashem – israelische Erinnerungskultur zwischen Shoah und Staatsgründung; Nachmittag zur freien Verfügung; abends: Gedenkfeier zum Jahrestag der Reichspogromnacht
TAG 8: Seminareinheit: Jüdische und christliche Theologie nach Auschwitz; Zerstörung und Wiederaufbau – ein Thema muslimischer Theologie?
TAG 9: Besichtigung des Herodion: Palast des Herodes und Festung der jüdischen Aufständischen gegen die römische Besatzung; Gusch Etzion: Begegnung mit Mitgliedern der Organisation *Schoraschim* und Vorstellung ihres Konzepts zum Zusammenleben von jüdischen Israelis und Palästinensern
TAG 10: Besuch auf dem Ölberg – eschatologische Erwartungen zwischen Gericht und Heil; Nachmittag zur freien Verfügung
TAG 11: Seminareinheit: Versöhnung in Judentum, Christentum und Islam; Abschlussrunde und gemeinsames Essen
TAG 12: Abreise

**Das Programm ist vorläufig. Änderungen sind sowohl bezüglich des Inhalts als auch in der Abfolge der Programmpunkte möglich.*

UNTERKUNFT

Wir empfehlen als Unterkunft das Beit Ben-Yehuda, das über zehn Gästezimmer verfügt. Sollten die Buchungsmöglichkeiten dort erschöpft sein, informieren wir gerne über nahegelegene Pensionen und Hotels. Der Preis für eine Übernachtung mit Frühstück im Beit Ben-Yehuda beträgt pro Person 148 NIS (37 Euro) im Dreibett-Zimmer, 200 NIS (50 Euro) im Zweibett-Zimmer und 360 NIS (90 Euro) für ein Einzelzimmer.

TEILNAHMEBEDINGUNGEN

Die Teilnahme am Programm kostet jeweils 2280 NIS (570 Euro) pro Person. Bei Anmeldung bis zum 30.05.2020 bieten wir Ihnen einen Frühbucherrabatt in Höhe von 10 Prozent an. Flugkosten, Unterkunft und Verpflegung sind nicht im Reisepreis inbegriffen.

Die Teilnahme ist mit und ohne Übernachtung im Beit Ben-Yehuda möglich. Die Zahl der Teilnehmenden am Programm ist begrenzt.

WEITERE INFORMATIONEN UND ANMELDUNG

Leitung der Studienreise:
Tamar. A. Avraham, Theologin mit Zusatzstudien in Judaistik sowie Religions- und Islamwissenschaft; ehemalige wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Shoah-Gedenkstätte Yad Vashem.

Kontakt in Israel:
dialoge@beit-ben-yehuda.org | Tel. 00972 2 673 01 24
Beit Ben-Yehuda | Ein Gedi Street 28 | 93383 Jerusalem/Israel
www.beit-ben-yehuda.org

Kontakt in Deutschland:
Jan Brezger, Israel-Referent ASF | Tel. 0049 30 283 95 188
Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V.
Auguststraße 80 | 10117 Berlin

Ich möchte Gutes tun!

Und unterstütze die Arbeit von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V.

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

DZI Spenden-Siegel Geprüft seit 2001

Ich werde Mitglied!

☐ Ich möchte Aktion Sühnezeichen Friedensdienste (ASF) meine Stimme geben und Mitglied werden (Mitgliedsbeitrag: 70 Euro, ermäßigt: 35 Euro).

Bitte senden Sie mir einen Mitgliedsantrag zu:

Name: .....

Adresse: .....

Den Mitgliedsantrag gibt es auch auf www.asf-ev.de/mitglieder

Ich spende!

☐ Bitte ziehen Sie ab dem ..... (Datum) von meinem Konto ..... Euro

☐ einmalig ☐ monatlich ☐ vierteljährlich ☐ halbjährlich ☐ jährlich ein.

Dazu ermächtige ich ASF, die oben genannte Spende von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen.
Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die von ASF auf mein Konto gezogene Lastschrift einzulösen.

Name: .....

Vorname: .....

IBAN: ☐☐☐☐ ☐☐☐☐ ☐☐☐☐ ☐☐☐☐ ☐☐☐☐ ☐☐

E-Mail: (auch für Einladungen und weitere Informationen) .....

ASF Gläubiger-Identifikationsnummer DE33ZZZZ00000347023 | Die Mandatsreferenznummer teilen wir mit dem Dankesschreiben mit.

Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrages verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen.

.....
Ort, Datum und Unterschrift der/des Kontoinhaber*in

Bitte senden an: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V., Auguststraße 80, 10117 Berlin. Oder faxen an: 030 28 395 135

Hinweis zum Datenschutz: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. verwendet personenbezogene Informationen nur zur Erfüllung ihrer Aufgaben innerhalb der Organisation. Wir geben Personendaten nur an Dritte weiter, sofern dies für ihre Aufgaben erforderlich, gesetzlich vorgeschrieben oder erlaubt ist oder eine Einwilligung vorliegt. Rechtsgrundlage für diese Datenverarbeitungen sind die Abwicklung der Spende gem. Art. 6 Abs. 1 lit. b) DSGVO sowie unser berechtigtes Interesse gem. Art. 6 Abs. 1 lit. f) DSGVO, unsere Spender*innen über die Verwendung der Spende und unsere Arbeit zu informieren. Weitere Informationen zum Datenschutz finden Sie unter: www.asf-ev.de/de/datenschutz/

Danke für Ihre Unterstützung und Solidarität!

Wie bekomme ich das *zeichen*?

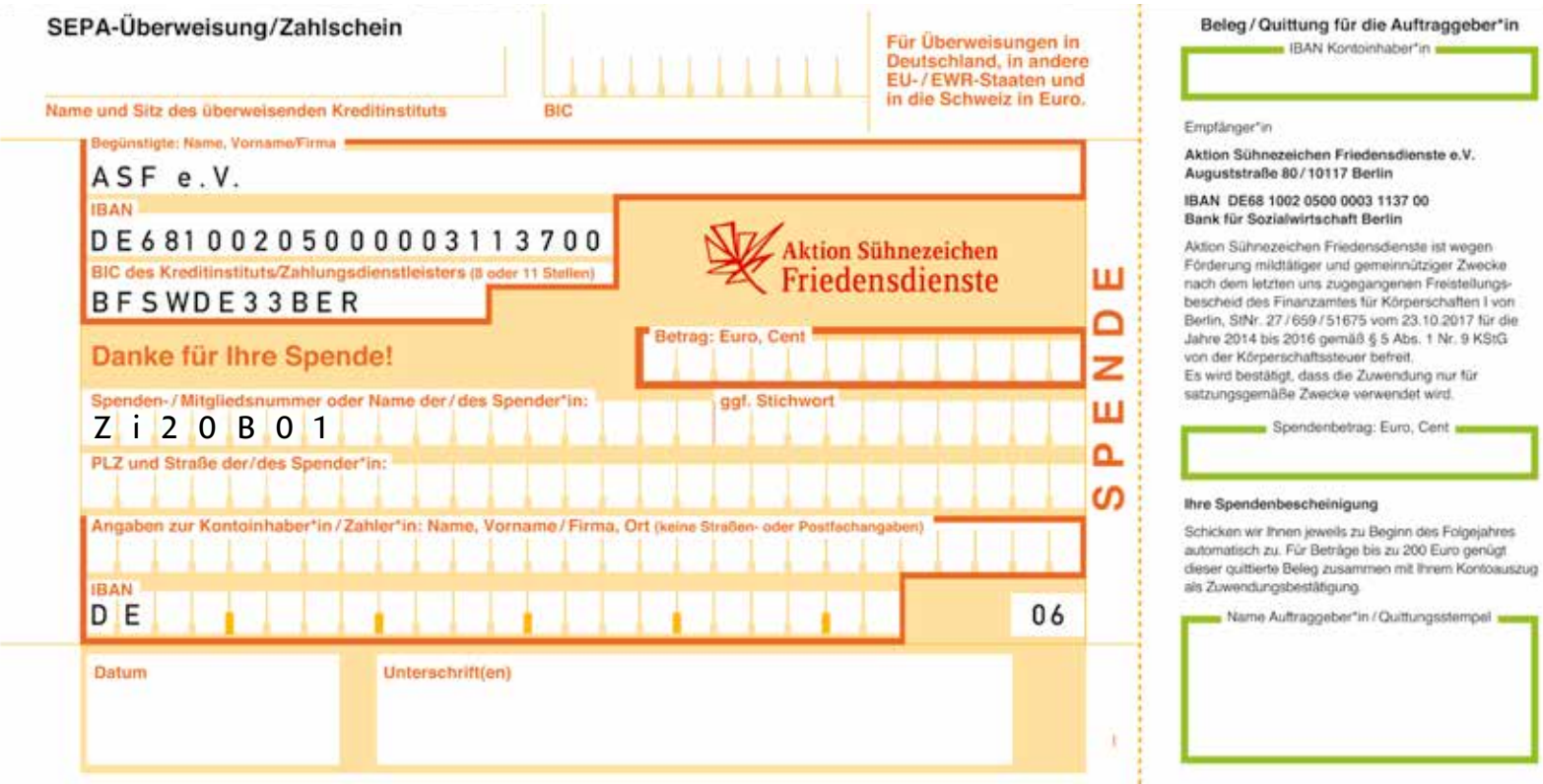
Mitglieder, Projektpartner*innen, Multiplikator*innen, für ASF kollektierende Gemeinden, ehemalige Mitarbeiter*innen und Ehrenamtliche erhalten das *zeichen* als Dankeschön, zum Weitergeben, zur Information, um neue Leser*innen zu werben. Ehemalige Freiwillige erhalten das *zeichen* in den ersten fünf Jahren nach dem Friedensdienst. Und ansonsten liegt das *zeichen* ab einer Spende von zehn Euro jährlich an Aktion Sühnezeichen Friedensdienste immer aktuell bei Ihnen und Euch im Briefkasten.

Predigthilfen von Aktion Sühnezeichen – mit Texten und Themen, die uns alle angehen

Dreimal jährlich erscheinen die Predigthilfen von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste: zum Internationalen Tag des Gedenkens an die Opfer des Holocaust am 27. Januar, zum Israelsonntag und zur Ökumenischen Friedensdekade im November. Darin finden sich Liturgievorschläge und Predigtentwürfe, Materialhinweise und Rezensionen, aber auch politische und theologische Artikel zu den Themen, die uns bei ASF bewegen und mit denen wir uns an die Öffentlichkeit wenden.

DZI Spenden-Siegel

Das Spenden-Siegel des Deutschen Zentralinstituts für soziale Fragen (DZI) bescheinigt den verantwortungsbewussten Umgang mit den anvertrauten Mitteln. Als Zeichen für Vertrauen trägt Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V. seit 2001 das DZI Spenden-Siegel.


SEPA-Überweisung/Zahlschein

Name und Sitz des überweisenden Kreditinstituts

BIC

Für Überweisungen in Deutschland, in andere EU-/EWR-Staaten und in die Schweiz in Euro.

Begünstigte: Name, Vorname/Firma

ASF e.V.

IBAN

DE68 1002 0500 0003 1137 00

BIC des Kreditinstituts/Zahlungsdienstleisters (8 oder 11 Stellen)

BFSWDE33BER

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Danke für Ihre Spende!

Betrag: Euro, Cent

Spenden-/Mitgliedsnummer oder Name der/des Spender*in:

Zi20B01

ggf. Stichwort

PLZ und Straße der/des Spender*in:

Angaben zur Kontoinhaber*in/Zahler*in: Name, Vorname/Firma, Ort (keine Straßen- oder Postfachangaben)

IBAN

DE

06

Datum

Unterschrift(en)

SPENDE

Beleg/Quittung für die Auftraggeber*in

IBAN Kontoinhaber*in

Empfänger*in

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V.
Auguststraße 80/10117 Berlin

IBAN DE68 1002 0500 0003 1137 00
Bank für Sozialwirtschaft Berlin

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste ist wegen Förderung mildtätiger und gemeinnütziger Zwecke nach dem letzten uns zugegangenen Freistellungsbescheid des Finanzamtes für Körperschaften I von Berlin, StNr. 27/659/51675 vom 23.10.2017 für die Jahre 2014 bis 2016 gemäß § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG von der Körperschaftssteuer befreit.
Es wird bestätigt, dass die Zuwendung nur für satzungsgemäße Zwecke verwendet wird.

Spendenbetrag: Euro, Cent

Ihre Spendenbescheinigung

Schicken wir Ihnen jeweils zu Beginn des Folgejahres automatisch zu. Für Beträge bis zu 200 Euro genügt dieser quittierte Beleg zusammen mit Ihrem Kontoauszug als Zuwendungsbestätigung.

Name Auftraggeber*in/Quittungsstempel

EIN JAHR ENGAGIERT IM AUSLAND

Du möchtest anderen Menschen helfen und dabei viel für Dich dazulernen? Möchtest im Ausland arbeiten und Dich für Verständigung und Frieden einsetzen? Und dabei auch noch eine Menge Spaß haben?

Dann mach einen Freiwilligendienst bei Aktion Sühnezeichen Friedensdienste. Mit uns kannst Du Dich in einem von 13 Ländern, beispielsweise in den USA, in Frankreich, Russland oder Israel, ein Jahr lang sinnvoll engagieren. Dabei wirst Du kompetent vorbereitet und vor Ort professionell begleitet.

Bewirb Dich jetzt für einen Freiwilligendienst 2021/22!
www.asf-ev.de/freiwilligendienste

Bank für Sozialwirtschaft Berlin
IBAN: DE68 1002 0500 0003 1137 00 | BIC: BFSWDE33BER

Alle Informationen zu unseren Kampagnen, Aktionen und Mitteilungen findest Du in unserer neuen Infothek unter **www.asf-ev.de/infothek** und in den sozialen Netzwerken.

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

www.asf-ev.de | asf.de | asf_ev | asf_ev